Deutsche Zeitung

Wochen-Ausgabe

S. PAULO — Druck und Verlag von Rudolf Troppmair — BRASILIEN

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.

Abonnementspreis: Jährlich 12$000. Ausland 20$000. — Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft

Redaktion und Expedition
Rua Libero Badaró Nr. 64, 64 A - Caixa do Correio Y

Geschäftsstelle in Rio de Janeiro: Rua dos Ourives 91
I Stock, Ecke der Rua S. Pedro :: Caixa do Correio 302

Nr. 42 — São Paulo, 5. April 1913 — IX Jahrg.

Die Lage des Kaffeemarktes.

Das wichtigste Thema für brasilianische Staatsmänner, Volkswirte, Kaufleute und Landwirte ist und bleibt das Befinden des „Königs Kaffee". Denn von dem Wohlergehen dieser Majestät hängt das Wirtschaftsleben ab, nicht nur dasjenige der Kaffeestaaten, sondern des ganzen Landes, stellt doch der Kaffee den gewaltigsten Faktor auf der Aktivseite unserer Handelsbilanz dar.

In den letzten Wochen war die Lage des Kaffeemarktes ziemlich trostlos, trostlos wenigstens nach den Begriffen, an die wir uns während der letzten zwei Jahre gewöhnt haben. Noch 1910 hätten wir die Preise für höchst annehmbar, 1909 sogar für ausgezeichnet gehalten. So ändern sich die Anschauungen! Aber diese Tatsache beweist zum mindesten, daß die jetzigen Preise den Pflanzern nicht nur die Betriebskosten decken und das nötige Kleingeld zum Ankauf von Bohnen und Reis lassen, sondern auch für weitergehende Bedürfnisse noch ausreichen. Es war ja gerade in den Jahren 1909 und 1910, daß die meisten Pflanzer die während der Krisenjahre eingegangenen Verpflichtungen abzustoßen vermochten, und diese Verpflichtungen waren bekanntlich nicht gering. Freilich, wenn man die heutigen Preise mit denen vor einem Vierteljahr vergleicht, dann ist das Bild wenig erfreulich:

Am 1. Januar Rio 11$800, New York 13,53, Havre 84,25, Hamburg 68,50, London 61/6; am 20. März Rio 9$500, New York 11,24, Havre 71,25, Hamburg 58.—, London 51/6.

Wir wiesen schon in unserem letzten Handelsbericht darauf hin, daß der Preissturz zu brüsk war, um dauernd sein zu können. Der einzige Grund von Belang, den die Contremine anführen kann, sind die Ernteschätzungen, und diese sind so schwankend, daß sich auf ihnen ebensowohl eine Hausse wie eine Baisse aufbauen läßt. Die Welternte wird im Minimum auf 16 Millionen Sack geschätzt (9 Millionen São Paulo, 3 Millionen Rio und 4 Millionen die übrigen Länder) und im Maximum auf 19 Millionen (11 Millionen São Paulo, 3,5 Millionen Rio und 4,5 Millionen die übrigen Länder). Diese Differenz von 3 Millionen in den Schätzungen ist natürlich enorm, und je nachdem man sich auf die Höchst- oder auf die Mindestzahl stützt, wird man zur Baisse oder zur Hausse neigen. Die Makler vom Rotterdamer Markt haben eine Schätzung aufgestellt, die sozusagen die mittlere Linie bildet, nämlich von 17.480.000 Sack, von denen entfallen sollen: 10 Millionen auf São Paulo, 3 Millionen auf Rio, 575.000 Sack auf Victoria und Bahia, 2.980.000 Sack auf Mittelamerika und 925.000 Sack. Die Schätzungen ist von einer Produktions- und Konsumstatistik begleitet.

Produktion (in Sack)	
1909/10	19.175.000
1910/11	14.666.000
1911/12	17.494.000
1912/13	ca. 15.522.000
1913/14	ca. 17.480.000
Konsum (in Sack)	
1908	18.184.000
1909	19.674.000
1910	18.214.000
1911	16.680.000
1912	17.297.000

Die Makler spezifieren die Produktion auch für die einzelnen Gebiete, und zwar in folgender Weise:

	Santos—Rio	Victoria—Bahia	Miltelamerika	Indien—Afrika
1909/10	14.944.000	409.000	3.274.000	548.000
1910/11	10.548.000	408.000	3.117.000	593.000
1911/12	12.464.000	576.000	3.607.000	847.000
1912/13	11.256.000	510.000	2.845.000	917.000
1913/14	ca. 13.000.000	ca. 575.000	ca. 2.980.000	ca. 925.000

Diese Zahlen sind recht lehrreich. Sie zeigen, daß die Produktion der Staaten Espirito Santo und Bahia stetig, wenn auch langsam wächst: in 5 Jahren um 170.000 Sack oder 40 Prozent. Bleiben die Preise annehmbar, dann wird diese Steigerung ihren Fortgang nehmen. Allmählich wird auch der Kaffee des Staates Paraná in Erscheinung treten, denn es sind in den letzten Jahren auch in solchen Gebieten Pflanzungen gemacht worden, die nicht über Santos, sondern über Paranagua exportieren werden. In Afrika und Indien haben sich die Erträge in fünf Jahren nahezu verdoppelt, dank den Neupflanzungen am Kongo und der Wiederaufnahme der Kulturen auf Java, über die wir bereits ausführlich berichtet haben.

Das Hauptmotiv für diese Produktionsvermehrung ist natürlich die Höhe der Preise. Aber die hohen Preise sind anderseits auch der Grund für den Rückschlag des Konsums, der nicht nur relativ, sondern auch absolut ist, wie die Konsumstatistik unwiderleglich beweist. Der Gebrauch der Surrogate, vor allem der Zichorie und der Gerste, hat nicht

nur in Europa zugenommen, sondern sich auch auf die Vereinigten Staaten ausgedehnt. Die bekannte nordamerikanische Fachzeitschrift „The Tea and Coffee Trade Journal" berichtet darüber im Februarheft: „Man muß zugeben, daß die Mehrzahl der sogenannten Kaffeeliebhaber zufrieden ist, wenn man ihnen irgend ein angenehm schmeckendes Getränk von Kaffeefarbe vorsetzt. Die Fabrikanten von Getreidekaffee haben infolgedessen ein entsprechendes Getränk geschaffen, das sie mit viel Reklame populär gemacht haben. Wenn die Kaffeeröster dem nicht Rechnung tragen, sondern einen Kaffee liefern wollen, so laufen sie Gefahr, einen großen Teil ihrer Kundschaft zu verlieren, besonders angesichts der augenblicklichen Lage des Kaffeemarktes. Die hohen Kaffeepreise erlauben der Hausfrau nicht mehr, reinen Kaffee zu dem populären Preise von 25 Cents das Pfund zu kaufen. Trotzdem wird sogenannter Kaffee nicht nur zu diesem Preise, sondern sogar noch billiger verkauft. Also entweder verkaufen die Kaffeeröster mit Verlust, oder sie verkaufen einen mit Zusätzen gefälschten Kaffee. Als reiner Kaffee noch zu 15 Cents das Pfund verkauft werden konnte, war von einer Konkurrenz keine Rede. Als aber der Preis auf 25 Cents heraufging, da begann die Epoche der Surrogate"

An den europäischen Märkten schreibt man die plötzliche und andauernde Baisse der letzten Wochen dem Umstande zu, daß die Haussiers nicht gegen die ersten Manöver der Contremine reagierten. Das erregte Aufsehen und gab zu dem Gerücht Veranlassung, daß die Paulistaner Staatsregierung beschlossen habe, den Markt sich selbst zu überlassen, und daß deshalb die angeblich künstlich hochgetriebenen Preise nicht mehr gehalten werden könnten. Jetzt, wo São Paulo die 7,5 Millionen Pf.-Anleihe aufgenommen hat, heißt es wieder, es wolle nunmehr von neuem aktiv eingreifen und den Markt stützen. Viel einfacher und näher liegend ist die Annahme, daß der Preis herunterging, weil er gar zu hoch war und den Möglichkeiten des Konsums nicht mehr entsprach. Aber es liegt ebensowenig Grund zu der Befürchtung vor, daß der Preis nun unaufhaltsam weiter sinken werde, wie die Hoffnung berechtigt war, daß er noch über 85 Franken hinausgehen müsse.

Wochenschau.

Deutschland.

— Die Diskussion über die neue Militärvorlage. Mit dem Militärprojekt selbst sind alle politischen Parteien, die Sozialdemokraten ausgenommen, einverstanden. Anders steht es mit den Krediten, die zur Durchführung des Projektes bewilligt werden müssen, was natürlich wieder die Anziehung der Steuerschraube zur Folge hat. Die Regierung ist der Ansicht, daß die schwersten Lasten auf die stärksten Schultern gelegt werden müssen, die Agrarier sind aber anderer Ueberzeugung und protestieren gegen die Besteuerung ihres Eigentums. Die Militärvorlage ist sehr gut begründet. Die Regierung selbst läßt durchblicken, daß sie das Heer nicht aus purem Vergnügen an der Rüstung vermehren will. Der Balkankrieg hat in Europa verschiedenes alteriert, so daß Deutschlands Grenzen nicht genügend geschützt erscheinen. Diese Aeußerung der deutschen Reichsregierung bestätigt unsere schon vor zwei Wochen ausgesprochene Behauptung, daß die Schnelligkeit, mit der Rußland seine Truppen mobilisierte, Deutschland daran erinnern mußte, daß der östliche Nachbar in den letzten Jahren ein gefährlicher Gegner geworden ist, als man ihn nach dem japanischen Kriege hielt. Diese Beobachtung, die übrigens nicht nur von Deutschland, sondern von der ganzen Welt gemacht werden konnte, legte dem Reich die harte Pflicht auf, sein Heer zu vermehren und die Grenzen besser zu besetzen. Ferner hat die Regierung daran gedacht, die Reservisten älterer Jahrgänge und besonders die Verheirateten unter ihnen, von der Kriegspflicht möglichst zu entbinden. Also mußte die Friedensstärke des Heeres vermehrt werden. Durch die neue Heeresvorlage wird die Zahl der jährlich Auszuhebenden um 63.000 vermehrt und nach der Durchführung des Projektes wird die Friedensstärke um 19.000 Offizieren und Unteroffizieren und 117.000 Soldaten vermehrt sein. Im ersten Jahre nach der Durchführung des Projektes werden die Ausgaben um 54 Millionen Mark vermehrt werden, im Jahre 1914 um 153 Millionen und im Jahre 1915 um 180 Millionen. Die Mehrausgaben sind also wohl nicht gering, wenn die Durchführung aber nach dem oben Gesagten notwendig erscheint, dann muß man sie ebenso lange tragen, bis die Diplomatie ein Mittel findet, das Deutschland der Pflicht überhebt, gegen zwei Fronten zu rüsten. — Die Presse ist im großen und ganzen mit dem Projekt einverstanden. Die farblosen Blätter verteidigen die Vorlage ebenso wie die Organe der bürgerlichen Parteien. Die sozialistischen Zeitungen greifen das Projekt natürlich an.

Frankreich.

— In der Kammer wird sehr lebhaft über die Einführung der dreijährigen Dienstzeit diskutiert. Die Annahme des Regierungsprojektes gilt als gesichert, obwohl die Deputierten sich nicht verhehlen können, daß sie eine eigenartige Rolle spielen müssen. Viele von ihnen haben erst vor wenigen Jahren für die Verkürzung der Dienstzeit um ein Jahr gesprochen und gestimmt und jetzt müssen sie für die Verlängerung stimmen. In der Einführung der dreijährigen Dienstzeit liegt das Eingeständnis, daß Frankreich zurückgeht. Deutschland muß alljährlich tausende und abertausende von waffenfähigen Männern zurückstellen, weil die Zahl der Auszuhebenden erreicht ist, dasselbe ist in Oesterreich-Ungarn und in Italien der Fall; noch günstiger steht es damit in Rußland, wo die rapide Zunahme der Bevölkerung zur Folge hat, daß in vielen Gouvernements bis fünfzig Prozent der Waffenfähigen abgewiesen werden müssen; in Frankreich muß man dagegen die Dienstzeit verlängern und sogar solche Leute nehmen, deren Waffenfähigkeit nicht über alle Zweifel erhaben ist, um nur die Armee numerisch auf der gleichen Höhe zu halten wie Deutschland.

Von den Balkanländern.

Die meisten Telegramme befassen sich, wie es anders auch nicht zu erwarten war, mit der Uebergabe Adrianopels. Alle Urteile stimmen darin überein, daß die Türken unter Chukri-Pascha sich sehr tapfer gehalten und ihre Pflicht mehr als erfüllt haben. Der Pariser „Matin" will den Sieg der Verbündeten wenigstens zum Teile den Franzosen zuschreiben und verzapft deshalb die unübertreffliche Weisheit, daß die Schneider-Creuzot-Geschütze sehr viel dazu beigetragen haben, den befestigten Platz zur Kapitulation zu zwingen. Kunststück! Es ist ja selbstverständlich, daß bei einer Belagerung die Geschütze die Entscheidung herbeiführen müssen, und wenn die Verbündeten nun einmal französische Kanonen haben, so können sie die Festung nicht gut mit deutschen oder amerikanischen Geschützen beschießen und mit diesen den Fall des Platzes herbeiführen. Deshalb haben die Franzosen

aber noch keinen Grund, wie der „Matin" das tut, ihre Kanonen für die besten zu erklären. Die Creuzot-Geschütze sind gut. Das Gegenteil hat noch niemand behauptet, deshalb brauchen sie aber noch lange nicht einzig und die Geschütze anderer Fabriken alle minderwertig zu sein. Die stärkste Festung, die jemals gefallen ist, Port Arthur, wurde durch Krupp'sche Geschütze erobert. Da die Stadt im fernen Osten viel günstiger lag als Adrianopel, viel stärker befestigt war und die Verteidiger über andere Mittel verfügten (elektrische Drähte, unterirdische Minen und Handgranaten), so war die Einnahme des Platzes unendlich schwieriger als die der von der Natur wenig protegierten türkischen Stadt, und da trotzalledem die Einnahme durch Krupp-Kanonen herbeigeführt wurde, so kann man ja sagen, daß diese vor den Creuzot-Geschützen noch immer einen Vorsprung haben. Auf diesen Einwand werden die Franzosen sagen, daß die Creuzot-Kanonen den Fall einer Festung von der Stärke Port Arthurs nur deshalb noch nicht herbeigeführt haben, weil sie noch nie gegen die Wälle einer solchen gerichtet waren; mit derselben Logik kann man aber auch sagen, daß die Krupp-Kanonen nur deshalb nicht bei Adrianopel entschieden, weil sie zu diesem Zweck nicht verwendet wurden. Das ist so gehupft wie gesprungen und die „Matin"-Leute haben wieder einmal gezeigt, in dem sehr begreiflichen Drange, für die Schneider-Creuzot-Werke Reklame zu machen, daß sie die Sache nicht richtig angefaßt haben.

Die Tschatschladscha-Linie ist noch nicht durchbrochen. Die Verbündeten haben wohl verschiedene Vorteile errungen, die Forts bieten aber noch Widerstand und die Entscheidung wird jedenfalls erst dann fallen, wenn die Belagerer von Adrianopel zu den Belagerern von Tschatschaldscha stoßen. Die Mutmaßungen über die Folgen der Einnahme Adrianopels stimmen nicht überein. Einige Stimmen meinen, daß die letzten Siege der Verbündeten den Friedensschluß beschleunigen werden, die anderen sind wieder der Ansicht, daß diese Siege den Friedensschluß nur verhindern können. Die Verbündeten werden jetzt erst recht auf der Kriegsentschädigung verharren, und da die Türkei die Entschädigung nicht leisten will und nicht leisten kann, so wird der Krieg mit der Einnahme von Adrianopel nicht zu Ende sein. Das klingt wohl sehr logisch, aber man darf doch annehmen, daß es den Großmächten gelingen wird, die Verbündeten davon zu überzeugen, daß sie durch den bedeutenden Gebietszuwachs schon genügend entschädigt sind. — Die englische Presse vertritt die Ansicht, daß der Krieg noch lange dauern werde, die österreichischen Blätter sind dagegen wieder der Meinung, daß der Kampf bald zu Ende sein müsse.

Die albanische Frage steht noch auf demselben Punkt wie vorher. Die Großmächte haben ihre Gesandten in Cettinje und Belgrad angewiesen, den betreffenden Regierungen zur Kenntnis zu bringen, daß die albanische Grenze schon bestimmt sei und daß es daher gar keinen Zweck habe, auf dem Albanien zugefallenen Gebiet von Scutari Eroberungen machen zu wollen. Montenegro und Serbien zeigen aber wenig Lust, diese Mahnungen ernst zu nehmen. Der König von Montenegro hat sogar nach Petersburg telegraphiert, um bekanntzugeben, daß er von Scutari nicht zurückweichen werde, auch wenn ganz Europa das verlangen sollte. So wird den Großmächten schließlich doch nichts anderes übrig bleiben, als den alten Mann durch einen gelinden Rippenstoß daran zu erinnern, daß er noch nicht der Herr der Welt ist und nicht das verlangen kann, was einem anderen, in diesem Falle Albanien gehört.

Aus Konstantinopel kommt die Nachricht, daß bulgarische Priester (orthodoxe Griechen) die Vernichtung aller Muselmanen in Mazedonien predigen. Die Priester des Kreuzes scheinen das, die Wahrheit der Meldung vorausgesetzt, von den Priestern des Halbmondes gelernt zu haben und es wäre schmachvoll für die europäische Zivilisation, wenn diesen Predigten Taten folgen würden.

Oesterreich-Ungarn hat sechs Kriegsschiffe nach montenegrinischen Gewässern geschickt und diese demonstrieren vor Antivari. Es heißt, daß Italien und England dasselbe tun werden. Drei Großmächte gegen Montenegro! Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt und die Großmächte scheinen den Willen zu haben, diesen Schritt zu tun. Das Vorgehen Oesterreichs gegen Montenegro ist nicht ohne Antwort geblieben. In Petersburg fand eine Oesterreich feindliche Massenmanifestation statt, sodaß die berittene Polizei die Menge wiederholt auseinandertreiben und die österr-ungar. Botschaft durch eine starke Bedeckung beschützen mußte. Dem serbischen Gesandten wurde eine große Ovation dargebracht, da die Menge aber „nieder mit Oesterreich!" schrie, so mußte die Polizei die Manifestanten auseinandertreiben. Die Gendarmen ritten gerade in dem Augenblick in die Menge, als der serbische Gesandte auf die Menge sprechen wollte. Er mußte aber den Speech für sich behalten, weil seine Zuhörer von der im Galopp ansprengenden Gendarmerie auseinanderstoben. — Eine andere — dieses mal aber eine wohlverdiente — Ovation wurde in Petersburg dem bulgarischen General Dimitriew dargebracht, dem „bulgarischen Napoleon" (Dimitriew hat, abgesehen davon, daß er von Gestalt bedeutend größer ist, eine frappante Aehnlichkeit mit dem großen Kaiser). Der General kam am Sonntag aus einer Kirche, als er, obwohl in Zivil, von der Menge erkannt wurde. Er wurde ohne viel Zeremonien auf die Schultern gehoben und im Triumphzuge nach der bulgarischen Gesandtschaft getragen, von deren Balkon er auf die Menge sprach. Da die Verehrer Dimitriews nur ihren Helden feierten und keine „Nieder"-Rufe ausbrachten, hatte die Polizei keinen Grund, einzuschreiten. Der General sagte, daß die Siege, die er errungen, nicht nur die Siege der Bulgaren seien, sondern solche der slavischen Rasse. Diese sehr natürlichen Worte gaben einen neuen Grund, zum Hurrageschrei. Am Sonntag aber reiste General Dimitriew von Petersburg ab, um nach Tschataldscha zu eilen, wo er das Kommando zu übernehmen hat. Eine unübersehbare Menge begleitete ihn zum Bahnhof. Man sah die Fahnen aller Balkannationen schwänken und die Hochrufe nahmen kein Ende. Danach gefragt, erklärte Dimitriew, da ßdie Bulgaren nicht die Absicht haben, Konstantinopel zu besetzen, wenn die Türkei aber nicht bald Frieden schließe, dann könne es doch soweit kommen. — Die überall zutage tretende slavische Solidarität sollte Oesterreich-Ungarn zu denken geben. Es ist nicht allzu lange her, da war die Donaumonarchie der Gegenstand der slavischen Verehrung: Oesterreich stand der slavischen Welt am allernächsten. Die sogenannte traditionelle Politik der Habsburger, die in den aus der Lethargie erwachenden Balkanslaven grundsätzlich nur Rebellen gegen „den rechtmäßigen Souverän am Bospurus' erblickte, hat es aber dazu gebracht, daß die Slaven in Oesterreich nicht mehr den Freund, sondern den Feind erblicken. Das kann unangenehme Folgen nach sich ziehen, wenn nicht politische, dann doch wirtschaftliche, denn die slavischen Länder sind ihrer Lage nach der natürliche Absatzmarkt für die österreichische Industrie und ein Markt kann gesperrt werden.

Brasilianische Bank für Deutschland
1887—1912

Am 16. Dezember 1912 war es 25 Jahre her, daß die Brasilianische Bank für Deutschland gegründet wurde. Wir haben schon damals des Tages kurz gedacht, möchten aber nicht verfehlen, auf die inzwischen erschienene Festschrift noch ausführlicher einzugehen, um so mehr, als die Geschichte der Bank zu einem guten Teil auch die Geschichte des deutschen Brasilhandels ist.

Als im Jahre 1887 die Direktion der Disconto-Gesellschaft in Berlin und die Norddeutsche Bank in Hamburg auf Vorschlag des Hamburger Institute der Begründung einer Ueberseebank in Brasilien nähertraten, lagen die Beweggründe klar zu Tage. Die Disconto-Gesellschaft stand in Unterhandlungen wegen brasilischer Eisenbahngeschäfte, — Hamburg, der Sitz der Norddeutschen Bank war bereits damals, sowohl im Import als im Export, ein Emporium für den Güteraustausch mit Brasilien. Ganz allgemein kann man die Begründung der Brasilianischen Bank für Deutschland als ein natürliches Ergebnis der seit den 80er Jahren mit elementarer Gewalt sich durchsetzenden wirtschaftlichen Expansion des erstarkten deutschen Einheitsstaates auffassen. Daß der Zeitpunkt gut gewählt war, läßt die Weiterentwickelung der wirtschaftlichen Verhältnisse, wie sie in den nachstehenden Ziffern zum Ausdruck kommt, deutlich genug erkennen.

Bevölkerung Brasiliens.

1880	Zensus	10,1	Millionen
1890	»	14,3	»
1900	»	17,4	»
1910	Schätzung	21,5	»

Export über Hamburg nach Brasilien.

1886	580.309	Doppelzentner für	26.520.000	Mark
1914	3.066.060	»	» 177.660.000	»

Import von Brasilkaffee über Hamburg.

1886	479.517	Doppelzentner für	44.267.000	Mark
1911	1.038.601	»	» 128.719.000	»

Diese Ziffern umfassen aber nur denjenigen Teil des deutsch-brasilischen Handelsverkehrs, der seinen Weg über Hamburg nimmt. Ein weiterer erheblicher Teil führt über Bremen und Antwerpen. In den Dienst dieses gewaltigen Verkehrs zwischen Deutschland und Brasilien sich zu stellen, mußte natürlich als eine der nächstliegenden und ersten Aufgaben des neuen Instituts erscheinen. Doch wäre es falsch, anzunehmen, daß der Verkehr mit dem Mutterlande, die Finanzierung des heimischen Handels, einer solchen Ueberseebank ihr eigentliches charakteristisches Gepräge verleihen. Besonders typisch für diese Banken in meist kommerziell bereits entwickelten, volkreichen und wichtigen Ueberseestaaten sind gewöhnlich die Währungssorgen. Man kann sagen, daß gerade die Länder mit schwankender, ungeregelter Währung diejenigen sind, welche vornehmlich und zuerst zur Begründung von Auslandsbanken der großen europäischen Handelsnationen anregen. Denn hier sind Banken mit starkem Rückhalt in Europa besonders geeignet, helfend einzugreifen. Zwar fakturiert der europäische Exporteur nach Ländern mit schwankender Valuta wohl mit seltenen Ausnahmen in seiner eigenen oder der Sterlingwährung, aber dem Empfänger steht zur Zahlung nur das Landesgeld zur Verfügung, und er muß damit eine sichere Rimesse kaufen, ohne Kursverlust und Risiko für den Exporteur. Dieses Inkasso- und Rimessengeschäft ist ein gegebenes Betätigungsfeld für die europäischen Auslandsbanken. Ein weiteres Feld bietet die Organisation des Schutzes gegen die Währungsschwankungen, wie er durch den Goldterminhandel geschaffen wird und der der zusammenfassenden Speisung durch starke Banken sowie ihres Funktionierens als erstklassige Gegenkontrahenten auf längeres Ziel nicht entraten kann. Die geschäftlichen Beziehungen zu Deutschland finden natürlich in einer deutschen Ueberseebank ihren Krystallisationspunkt, aber sie sind schließlich doch nur eine begleitende Erscheinung. Zu überragender Bedeutung gelangt vielmehr ausnahmslos die konkurrierende Betätigung auf dem überseeischen lokalen Wirtschaftsgebiet, ohne jede Rücksicht auf die Nationalität, also das „eigene Wurzel schlagen" im fremden Lande.

Die Zentrale der Brasilianischen Bank für Deutschland in Hamburg befaßt sich im wesentlichen nur mit der Ueberwachung der überseeischen Niederlassungen in deren gesamtem Geschäftsbetrieb, sowie mit der Regelung der Personalien. Ausserdem stellt sie den europäischen Kunden der Bank ein reichhaltiges Auskunftsmaterial aus ihrem Archiv auf Wunsch jederzeit unentgeltlich zur Verfügung. Die sonstige geschäftliche Vertretung der Bank in Europa führen die Mutterinstitute. Alle sonstigen europäischen Rechnungsverhältnisse der Brasilianischen Bank für Deutschland gehen ebenfalls über die beiden genannten Institute, welche auch die Aktienmajorität in Händen haben und demgemäß bestimmend für die Geschäftspolitik sind. Gemäß Beschluß der Bank vom 14. November 1912 ist das Kapital um 5 Millionen Mark erhöht worden, sodaß die Bank jetzt über ein volleingezahltes Stammkapital von 15 Millionen Mark und über offene Reserven von etwa 7 Millionen Mark verfügt.

Die Entwickelung war von 1888 bis 1893 im ganzen betrachtet eine langsam aber stetig steigende, von 1894 bis 1906 ist die weitere erhebliche Zunahme der Geschäfte nicht auf allen Gebieten gleichmäßig, vielmehr bei einigen Zweigen, den Wechseln, Darlehen, Depositen, Girogeldern sprunghaft wechselnd. Von 1907 ab bis jetzt bewegen sich endlich die Ziffern fast aller massgebenden Rubriken in scharf ansteigender Linie. Zu den Schwierigkeiten, welche der Bank zeitweise ernste Sorgen brachten, gehören die Personalverhältnisse in der Epoche des Gelben Fiebers, welches unter der Beamtenschaft große Opfer forderte. Glücklicherweise liegt diese Periode hinter uns. Die Bank begann ihre Tätigkeit in Rio am 15. September 1888, und erst am 5. August 1893 folgte die zweite Niederlassung in S. Paulo. Am 10. Januar 1895 wurde die Filiale in Santos eröffnet. Die nun folgende Spanne bis zur Niederlassung in Porto Alegre, 1903, war um deswillen so lang, weil Personal- und andere Schwierigkeiten die Eröffnung mehrfach zu vertagen nötigten. Zuletzt folgte, am 9. März 1909, die Niederlassung in Bahia, wo bekanntlich der deutsche Handel ebenfalls kräftige Wurzeln geschlagen hat.

Gleichzeitig darf an dieser Stelle hervorgehoben werden, daß die Beziehungen der Brasilianischen Bank für Deutschland zu den fremden Regierungen ununterbrochen gut und befriedigend gewesen sind, daß sie stets Schutz und Gerechtigkeit gefunden haben. Für die deutsche Volkswirtschaft aber ist sie, ebenso wie die anderen deutschen Ueberseebanken, bei dem starken Drange, sich zu einer Weltwirtschaft zu entwickeln, ein unentbehrlicher Pfadfinder geworden. Trotz Sturm und Nebel — man denke an die politischen und wirtschaftlichen Umwälzungen, die Brasilien während dieses Vierteljahrhunderts durchmachte — ist die Fahrt stets vorwärts gegangen. Möge es auch fernerhin so bleiben!

Notizen.

São Paulo.

Unabhängigkeitsdenkmal. In der nächsten Sitzung wird die Munizipalkammer über ein Gesetzesprojekt abstimmen betreffend die Beisteuer von fünfzig Contos zur Errichtung des nUabhängigkeitsdenkmals in Ypiranga. Im Vergleich zu den Summen, die für Enteignungen etc. ausgegeben werden, erscheint der Betrag als eine Bagatelle, aber man ist ja gewöhnt, daß unsere sonst sehr freigebige Munizipalität dort, wo es nicht angebracht ist, die Tasche zuknöpft.

Städtisches. Die „Companhia de Obras Publicas" hat sich erboten, gegen gewisse Vergünstigungen die der Munizipalität gehörige Varzea do Bom Retiro zu bebauen. Die Präfektur hat das Angebot aber abgelehnt, denn sie ist der Ansicht, daß zu einem solchen Werke ein öffentlicher Wettbewerb ausgeschrieben werden muß.

Polizei-Zeitung. Herr Dr. Manuel Viotti, Direktor des Sicherheitsdienstes, trägt sich mit dem Gedanken, eine Polizei-Zeitung zu gründen. Das neue Organ würde die Polizeichronik ausführlich behandeln sowie alle Angelegenheiten, die sich auf die Staatspolizei beziehen.

Ein Fall zu untersuchen. In Angatuba starb vor wenigen Tagen der Landwirt Friedrich Plens. Da nun Gerüchte zirkulieren, daß der od nicht ein natürlicher gewesen sei und daß ein Verbrechen vorliege, so hat der Bezirksrichter darüber dem Justizsekretär Bericht erstattet und Herr Dr. Sampaio Vidal hat eine Untersuchung des Falles angeordnet.

Handelswoche. Die Handelswoche war ziemlich still. Der Markt öffnete mit der Basis von der vorherigen Woche von 7$200 und 6$200 für Typ 4 und Typ 7 und im Laufe der Woche stieg dieser Preis um 100 Rs. Im Laufe der Woche wurden . . . 43.402 Sack verkauft gegenüber 27.561 Sack in der vorherigen Woche. Der Tagesdurchschnitt erreichte 7.233 Sack gegen 4.593 Sack. Der Tag der größten Verkäufe war der Donnerstag mit 11.193 Sack, der der kleinsten Verkäufe der Freitag mit 3.300 Sack. Die Zufuhren betrugen 33.893 Sack gegen . . 28.740 Sack in der vorherigen Woche Der Tagesdurchschnitt der Zufuhren war 5.648 Sack gegen 4.790 Sack. Der Tag der größten Zufuhren war der Dienstag mit 8.613 Sack. Seit dem 1. Juli betrugen die Zufuhren 7.992.586 Sack gegen 9.135.950 Sack in der gleichen Periode des vorigen Jahres. Verkauft wurden seit dem 1. Juli 5.327.993 Sack und verschifft 7.899.573 Sack.

Parlamentarismus. Die Idee, eine parlamentarische Partei zu gründen, scheint einen grösseren Anklang gefunden zu haben, als man ursprünglich erwartete. Zuerst hat der Ex-Präfekt von São Paulo, Conselheiro Prado, sich mit aller Entschiedenheit für den Parlamentarismus erklärt und jetzt hat auch der Ex-Staatspräsident, Herr Dr. Jorge Tibiriçá, sich dahin ausgesprochen, daß die parlamentarische Bewegung mit Freuden zu begrüssen sei. Der Richter des Obersten Bundestribunals Herr Dr. Pedro Lessa hat sich in demselben Sinne geäußert und es heißt, daß die neue Partei auf die Mitwirkung vieler Staatsdeputierten und -Senatoren zählen könne. Wenn der Staat São Paulo diese Angelegenheit mit aller Energie in Angriff nimmt und eine für den Parlamentarismus eintretende Partei zustande bringt, dann ist der gegenwärtigen Parteimisere gesteuert und für Brasilien kann eine bessere Zeit beginnen. Man sagt wohl, daß Brasilien noch nicht für den Parlamentarismus reif sei, das stimmt aber nicht, denn das Kaiserreich wurde parlamentarisch regiert und man wird doch kaum abstreiten können und wollen, daß die damaligen Zustände den gegenwärtigen vorzuziehen sind. Zu welchen Auswüchsen der Parlamentarismus, der ja nichts anderes ist als eine etwas gemilderte Form der Autokratie, führen muß, das haben wir bei den letzten Wahlanerkennungen erlebt und das wird uns besonders auffällig dadurch vor Augen geführt, daß Pinheiro Machado der politische Oberbonze sein kann. Hätte der Gaucho-General durch sein eigenes Können die Position behaupten sollen, die ihm nach der letzten Revolution eingeräumt wurde, dann wäre er schon längst gegangen und schon längst vergessen. Bei dem präsidentialistischen System konnten die Präsidenten den Mann aber immer höher schieben und da geschah, was häufig zu geschehen pflegt: der Zauber wandte sich gegen den Zauberer und aus dem Günstling wurde Gebieter. — Der Parlamentarismus birgt unverkennbare Gefahren in sich, aber alle diese Gefahren sind nichts im Vergleich mit der Desorganisation, in die der Präsidentialismus nicht nur Brasilien sondern fast ganz Südamerika gebracht hat. Wir werden auf das Parteiprogramm der Parlamentaristen noch ausführlicher zurückkommen.

Falsches Silbergeld. Die Stadt ist mit falschem Silbergeld überschwemmt. Man kann bei keinem 2$000-Stück mehr sicher sein, daß man nicht ein wertloses weißes Metall bekommt. Das Publikum ist gewöhnt, das Silbergeld nur flüchtig anzusehen. Bekommt man zwei oder drei Silberstücke, dann sieht man ja schon von weitem, wieviel es sind und welchen Wert sie haben. Man steckt sie ohne weiteres ein und gibt sie bei der nächsten Gelegenheit ebenso gedankenlos aus und das Geschäft der Fälscher geht ausgezeichnet. Ihre Helfershelfer können unauffällig jeden Tag eine ganz ansehnliche Summe falscher Münzen in Zirkulation bringen, und wenn sie die „Industrie" rationell betreiben, dann müssen sie in kurzer Zeit reiche Leute werden; reich wird hier aber fast grundsätzlich mit ehrbar verwechselt und so geht die Fabrikation des falschen Geldes da hinaus, die besseren Klassen zu vermehren. Die Polizei steht den Fälschern resp. den Verbreitern des falschen Silbergeldes fast machtlos gegenüber. Sie sind nicht so leicht zu erwischen, wie die Absetzer falscher Banknoten, denn die Verbreitung der Münzen geschieht, wie gesagt, unauffällig. — Dieser Tage kam ein bekannter Kapitalist in eine schöne Verlegenheit. Er saß im Bond und bezahlte seine Passage mit einem 2$000-Stück. Das wurde von dem Kondukteur als falsch zurückgewiesen. Der Mann griff in die Tasche und zog eine andere Münze heraus — auch die war falsch und auch mit der dritten war dasselbe der Fall. Die Mitfahrenden wurden auf die Affaire aufmerksam und der Kapitalist hatte eine unangenehme Viertelstunde. Wo er das Geld bekommen, wußte er nicht, und das wissen auch die wenigsten, die in ihren Taschen falsche Münzstücke finden. Die runden Dinger rollen von Hand zu Hand, wechseln schnell ihren Besitzer und der erste Herausgeber verschwindet unter der großen Masse, denn wie soll man es ihm nachweisen, daß er — falls er bei der Herausgabe des 2$000-Stückes ertappt wird — nicht auch ein Opfer ist.

Vom Zuge überfahren. Gestern morgen wurde hinter Jundiahy ein Portugiese namens José Maria Marques von dem von Campinas herankommenden Zug überfahren und auf der Stelle getötet. Die näheren Umstände des Unglücks sind nicht aufgeklärt.

Der Ackerbausekretär, Herr Dr. Paulo de Moraes Barros, wird am 15. ds. mit dem „Principe di Udine" eine Europareise antreten. Ueber diese Reise haben wir schon wiederholt berichtet. Die Leitung des Ackerbausekretariats wird während seiner Abwesenheit Herrn Dr. Altino Arantes anvertraut sein.

Aviatik. Am Sonntag nachmittag führte Edu Chaves in Santos verschiedene Flüge aus. Er stieg von der Praia do Gonzaga auf, flog nach Guarujá, kehrte von dort nach der Stadt zurück und schlug dann die Richtung nach São Vicente ein, von wo er nach dem Aufstiegplatz zurückkehrte. Am Montag morgen führte er nochmals verschiedene Flüge aus und flog dann nach São Paulo, wo er vormittag um elf Uhr ankam. Der Flug über die Serra ist ohne jeden Zwischenfall verlaufen. In den nächsten Tagen wird Edu Chaves neue Aufstiege machen und am nächsten Sonntag hofft er, mit Cicero Marques einige Wettflüge zu veranstalten.

Deutscher Gelehrter. Der von dem hiesigen Bakteriologischen Institut für zwei Jahre gewonnene deutsche Gelehrte Prof. Ficker ist bereits hier eingetroffen und ist in der Rotisserie Sportsman abgestiegen. Gestern hat er schon dem Institut, das er von nun ab leiten soll, einen Besuch abgestattet. Wir heißen den deutschen Forscher herzlich willkommen und wünschen ihm viel Erfolg.

Ertrunken. Am Sonntag nachmittag ertrank bei der Brücke der Cantareira-Bahn im Tieté beim Baden ein gewisser Nikolau Hilario. Seine Leiche konnte noch nicht gefunden werden. — In der Nähe von Barra Funda fand man im Tieté die Leiche eines Raphael Milicei, der seit Sonnabend vom Hause verschwunden war. Es ist noch nicht festgestellt worden, ob hier ein Selbstmord oder ein Unglück vorliegt.

Eine schwere Anklage wird gegen den spanischen Konsularagenten in Descalvado, einen Herrn Dionisio Rodrigues, erhoben. Es heißt, daß er die Fazendas besuche, um die Kolonisten zur Auflehnung gegen die Fazendeiros anzustacheln. Der Polizeidelegado von Descalvado habe schon den Justizsekretär um die Erlaubnis gebeten, den sonderbaren Konsularagenten prozessieren zu dürfen. Jetzt hat nun der spanische Konsul in São Paulo, Herr Juan Solorzano, den Agenten nach hier gerufen, um ihm, falls die Gerüchte auf Wahrheit beruhen, den Standpunkt klar zu machen.

Denkmal. Am Sonntag nachmittag wurde der Grundstein zu dem Denkmal João de Almeidas auf dem Platze, der seinen Namen trägt, gelegt. Das Denkmal, das bis Monat Mai errichtet werden dürfte, ist ebenso einfach wie der Mann, dessen Gedächtnis es verewigen soll. Der berühmte Rechtsgelehrte und Rechtsanwalt sitzt auf einem einfachen Piedestal. Kein einziges allegorisches Relief erinnert an irgend eine Tat des wahrhaft großen Mannes. Sein Bild sei aber — so sagen die, die ihn im Leben gekannt — aufs genaueste getroffen. Wegen dieser Einfachheit ist die Errichtung des Denkmals verzögert worden, weil die Stadtverwaltung, zu deren Zeit es fertig wurde, es mit der Begründung zurückgewiesen hat, es sei nicht schön genug. Die damaligen Herren von der Munizipalität dachten, daß zu einem Denkmal João Mendes' allerlei Firlefanz gehöre. Rühmlicherweise denken die gegenwärtigen Stadtväter anders und so konnte die Errichtung des Denkmals in Angriff genommen werden. Inzwischen sind aber die beiden Herren, die sich am meisten um das Zustandekommen des Werkes bemühten, Commendador Franzen und Dr. Raphale Correo Silva, aus dem Leben geschieden.

Küstenschiffahrt. Ein santenser Blatt macht den Paulistanern einen harten Vorwurf daraus, daß sie sich für die Küstenschiffahrt nicht interessieren, obwohl die Staatsregierung sich bereit erklärt hat, ein solches Unternehmen nach Kräften zu fördern. Und Recht hat der Kollege. Die Paulistaner haben sehr viel unternommen, was nicht einmal lohnend ist oder aber nur durch Ausnahmezölle lohnend gemacht werden kann. Sie haben Industrien ins Leben gerufen, die nur dank den Schutzzöllen räisieren. Von der Kütsenschiffahrt haben sie aber bisher nicht viel wissen wollen und doch wäre diese nicht nur lohnend, sondern sie käme auch dem ganzen Lande zugute. Daß der Lloyd Brasileiro nicht viel taugt ist schon längst ein offenes Geheimnis, daß an der Küste sowohl im Süden wie im Norden manche Gegend nur deshalb sich nicht entwickeln kann, weil sie infolge der Mißwirtschaft des Lloyd keinen geregelten Verkehr hat, ist ebenfalls bekannt. Noch vor wenigen Tagen beklagten sich die Paranaenser daß ihr ganzer Handel an dem Mangel an Schiffen leide; die Catharinenser haben vor kurzem dasselbe gesagt. Im Norden ist es noch schlimmer. Da wäre ein kräftiges Schiffahrtsunternehmen wirklich am Platze. Das angelegte Kapital würde sich ausgezeichnet verzinsen und die Unternehmer würden den Dank ganzer Staaten ernten. Hoffentlich sehen das unsere Kapitalisten auch ein und rufen eine Schiffahrtsgesellschaft ins Leben.

Unterschleif auf der Post. Vor einiger Zeit haben wir berichtet, daß zwischen São Paulo und Iguape eine Geldsendung von 5:500$000 verloren gegangen sei. Jetzt ist die Sache untersucht und da hat es sich herausgestellt, daß die Unterschlagung von dem Agenten in jener Stadt Leandro Giglio begangen wurde. Bei der Untersuchung hat man auch entdeckt, daß dies nicht die erste Unterschlagung war, die der Mann beging. Die 5:500$000 waren, wie erinnerlich, für die Telegraphenstation in Iguape bestimmt.

Von der Hafengesellschaft. Die Armazens der Hafengesellschaft in Santos sind nie so überfüllt gewesen wie jetzt. Alle sind sie vollgestopft bis zum äußersten. Sogar die Höfe sind vollgestapelt. Ueberall liegen große Volumen, viele von ihnen sind weder vor der Sonne, noch vor dem Regen geschützt. Wer an diesem unhaltbaren Zustand die meiste Schuld hat, ist nicht ohne weiteres festzustellen. Der Handel beschuldigt die Hafengesellschaft, diese klagt wieder über die São Paulo Railway, die nicht imstande ist, die Waren nach dem Innern zu befördern. Jedenfalls sind alle beide zu gleichen Teilen an diesem Schlendrian Schuld und an zweiter Stelle dürften auch die öffentlichen Gewalten als Mitschuldige angesehen werden, die nicht dafür sorgen, daß eine schnelle Aenderung eintrete. Die Staatsregierung wollte die Hafenanlagen verlängern lassen, die Bundeskammer gab dieses aber nicht zu und jetzt ist keine Aussicht vorhanden, daß es besser wird. Was nützt aber der wirtschaftliche Aufschwung im Innern und was nützt die große Einfuhr, wenn Santos ein Stauwerk wird, wo alles zusammenläuft, wo die eingeführten und die auszuführenden Waren liegen bleiben? Da ist wieder nichts halbes und nichts ganzes. Was auf der einen Seite geschaffen wird, das wird auf der anderen Seite zerstört: was der Staat gut machen möchte, das wird von der Bundeskammer verhindert und nachher wundert man sich, daß auch unter den konservativen Kreisen eine Unzufriedenheit Platz greift.

Mißglückter Schwindel. Die Langsamkeit der Zentralbahn hat auch ihre guten Seiten. Daß dem so ist, das erfuhren dieser Tage einige Kaufleute im Staate Rio de Janeiro und in Minas Geraes. In Rezende, Staat Rio de Janeiro, erschien

vor einigen Tagen ein gewisser Manuel Pinheiro in dem Geschäftshause A. Paula & Sampaio und kaufte einen Posten Speck, den die Firma nach São Paulo expedieren sollte und bezahlte die Ware mit einem Scheck auf den Banco do Brasil im Betrage von 3:800$000. Manuel Pinheiro behauptete, Teilhaber einer Firma Manuel Pinheiro & Comp. und in São Paulo, Rua José Monteiro No. 33 etabliert zu sein. Wie groß war aber nicht das Erstaunen der Verkäufer, als die Bank in der Bundeshauptstadt den Scheck zurückwies, da der Aussteller bei ihr keinen Kredit habe. A. Paula & Sampaio zogen in São Paulo Erkundigungen ein und da erfuhren sie, daß eine Firma Manuel Pinheiro & Comp. hier gar nicht besteht, aber wohl in Santos bestanden hat und falliert ist. Glücklicherweise war die Warensendung dank der Langsamkeit der Zentralbahn noch nicht hier eingetroffen und so konnte A. Paula & Sampaio mindestens noch den Speck zurückerhalten. Derselbe Mann hat in Pouso Alto, Minas Geraes, einen Herrn José Lourenço Fernandes beschwindeln wollen, von dem er hundert Sack Bohnen für 2:100$ kaufte und am bestimmten Tage nicht bezahlte. Auch diese Sendung war noch nicht in São Paulo eingetroffen und konnte infolgedessen von Lourenço Fernandes festgehalten werden. So hat die Langsamkeit der Zentralbahn ausnahmsweise zwei Geschäftshäuser vor Schaden bewahrt. — Dieser selbe Fall warf ein eigenartiges Licht auf die Organisation unserer Justiz. Manuel Pinheiro wurde hier in São Paulo zur Polizei gerufen, aber er konnte nicht festgehalten werden, weil der Kriminalrichter gegen ihn den Präventivhaftbefehl nicht erlassen konnte. Das gehört zu den Befugnissen der Richter in Rezende und in Pouso Alto. Bis diese aber nun verständigt sind und den Befehl erlassen, ist Manuel Pinheiro über alle Berge und versucht anderswo, die Geschäftsleute zu betrügen. Er hat allen Grund, die wunderbare Organisation der Justiz zu preisen, die gerade dazu so ausgearbeitet zu sein scheint, damit die Herren Schwindler möglichst wenig behelligt werden oder damit sie noch die Gelegenheit finden, nachzusehen, wie es hinter den Bergen aussieht.

Monarchistische Propaganda. Es verlautet, daß Prinz Dom Luiz de Bragança in aller Kürze nach Südamerika kommen wird. Er wird sich in Montevideo oder Buenos Aires niederlassen. Er will in der Nähe Brasiliens sein, um im gegebenen Falle eingreifen zu können.

Der Müllofen, der hinter dem Araça-Friedhof errichtet wurde, befindet sich seit einigen Tagen in voller Tätigkeit und funktioniert ausgezeichnet. Er konsumiert täglich fünfzig Tonnen Müll, ist also mehr als hinreichend, um alles, was unsere Straßen verunziert, in Rauch und Asche zu verwandeln. Gestern wurde der Ofen von dem Ackerbausekretär besichtigt.

Auf der Spur eines Verbrechers. Am 4. ds. wurde in Rio de Janeiro der Süssigkeitsverkäufer Antonio Duarte von dem Chauffeur Thadeu Moretti erschossen. Die Polizei stellte Nachforschungen an und ausnahmsweise gelang es ihr, die Spur des Verbrechers zu finden: sie führte nach São Paulo. Ihm wurden zwei Polizisten nachgeschickt und diese stellten hier fest, daß ein Bruder des Mörders in São Paulo ebenfalls als Chauffeur arbeite. Der Mann wurde aufgetrieben und er war so ehrlich, den Polizisten zu erzählen, daß Thadeu wirklich bei ihm gewesen sei und ihm erklärt habe, da ßer deshalb von Rio habe fort müssen, weil er mit seinem Wagen ein Unheil angerichtet habe. Jetzt befinde sich Thadeu im Staate Goyaz, wo er auf dem Rio Parnahyba ein Motorboot führe. Kurz entschlossen reisten die Polizisten dem Manne nach. In Catalão erfuhren sie über ihn etwas näheres: Thadeu befand sich in Mão de Pau. Der Delegado von Catalão gab den Polizisten eine Empfehlung an seinen Kollegen in Mão de Pau mit und die Agenten fuhren weiter in der Hoffnung, einen guten Fang zu machen — eine Verhaftung durch die Polizei des Herrn Belisario im Staate Goyaz vorgenommen! das mußte eine Sensation werden. In Mão de Pau trafen sie sofort den dortigen Subdelegado, einen Coronel Fulgencio, und es entspann sich zwischen ihnen, wie die Agenten berichteten, folgendes Gespräch: „Was hat der Thadeu getan?“ frug der Coronel, ein Analphabet. „Er hat gemordet“, antworteten die Agenten. „Das hat aber nichts auf sich; hier ist das sehr natürlich“, gab der Coronel zurück, „wieviel hat er denn ermordet?“ „Einen Mann.“ „Und deshalb kommen Sie, um ihn zu fangen!“ verwunderte sich der Coronel, „Sie wollen ihn loswerden und doch reisen Sie ihm nach! Und dazu taugt dieser Thadeu zu gar nichts: er hat nur einen Mann ermordet.“ Die Agenten wunderten sich über diesen Standpunkt. Schließlich erbot sich der Coronel, der, wie gesagt, ja die Polizeiautorität von Mão de Pau repräsentierte, da es nun einmal sein mußte ,bei der Gefangennahme des Verbrechers behilflich zu sein. Im geheimen ließ er aber Thadeu, der sich tatsächlich in der genannten Ortschaft aufhielt, einen Wink geben, damit er sich verstecke. Die Agenten betraten die Polizeistation und verwunderten sich über die vielen an Schnürchen aufgehängten Menschenohren, bis sie von jemandem belehrt wurden, daß in Goyaz es Sitte sei, eingefangenen Verbrechern die Ohren abzuschneiden und diese als Trophäen aufzubewahren. Von dieser Belehrung waren die beiden Stadtmenschen nicht besonders erbaut, ihnen lief etwas kaltes über den Rücken. — Nach einer Weile, als Thadeu bereits avisiert war, wurden die Agenten zum Flusse geführt, um die Motorboote zu sehen, aber es wurde ihnen schon im vorhinein gesagt ,daß die Motorführer alle aus Catalão selbst seien und den Polizisten blieb nichts anderes übrig, als zurückzukehren. — Sie wollten in Mão de Pau übernachten und am nächsten morgen die Rückreise antreten, aber sie wurden noch rechtzeitig belehrt, lieber am abend das Weite zu suchen und nach Itaguahy zu reiten, denn in Mão de Pau befänden sich ihre Ohren in Gefahr, da Coronel Fulgencio ihre Einmischung übel genommen habe. „Hier sucht man nicht nach Verbrechern“, sagte der Mann ,der sie warnte, „gehen Sie und kehren Sie nicht wieder.“ Sie gingen und das so schnell als möglich und zurückkehren werden sie auch nicht, denn ihnen sind ihre Ohren lieb. — Braucht man nach einer solchen Erfahrung sich noch wundern, daß fast alle Verbrecher, die nicht in flagranti festgenommen werden, der Polizei entkommen?

Postpakete. Man hört wieder davon, daß der Dienst der Postpakete refomiert werrden soll. Der Inspektor des Zollamtes von Rio de Janeiro habe einen neuen Reformplan entworfen. Die Reformen beginnen schon langweilig zu werden. Jeden Augenblick wird etwas reformiert, und am Ende wird alles schlechter. So ist es auch mit dem Paketendienst. Je mehr man da herumpfuscht, desto mehr wird verpfuscht und schließlich wird sich kein Mensch mit dem komplizierten Kram zurechtfinden können. Von der neuesten Reform darf man sich auch nichts versprechen: sie wird nicht besser sein als die anderen. Aber nicht die Regierung allein ist an dem unhaltbaren Zustand schuld. Auch das Publikum hat redlich mitgeholfen, die Paketabteilung zu einem Verkehrshinderniß zu machen. Der Paketdienst ist dazu da, um kleine Pakete schnell

zu befördern. Ein Teil des Publikums erblickt in diesem Zweig der Post einen Umweg, auf dem man um den Zoll herumkommen kann, und deshalb kommen durch die Paketpost Sendungen, die eigentlich durch den Zoll gehen müßten, und dieses hat zur Folge, daß die Abfertigung ein langwieriges Geschäft wird. Die Sendungen müssen alle untersucht werden, und wenn nun sehr viele Pakete darunter sind, die die mannigfachsten verzollbaren Waren enthalten, dann wird natürlich die Klassifizierung ungemein erschwert und das ganze Publikum hat den Schaden davon. Ein Satz der Reform muß, wenn sie eine richtige Reform sein soll, lauten, daß die Sendungen, die eigentlich nicht mehr in die Paketabteilung gehören, sofort nach dem Zollamt zu beförderrn sind, damit sie dort klassifiziert werden.

Viaducto do Chá. Der Ingenieur der Munizipalität, Herr Dr. Victor Freire, hat über den Viaducto do Chá einen Bericht erstattet. Er kommt zu dem Schluß, daß vorläufig die Gefahr eines Zusammensturzes nicht besteht, für eine lange Haltbarkeit kann er aber nicht garantieren und schlägt vor, den Verkehr über die „Selbstmörderbrücke" zu suspendieren, damit eine genauere Untersuchung vorgenommen werden könne. Mit anderen Worten: Dr. Victor Freire ist selbst davon überzeugt, daß der Viaduct wenig Sicherheit biete. Um dieses nicht direkt zu sagen, spricht er davon, daß „vorläufig" keine Gefahr bestehe. Damit ist aber keinem gedient, denn niemand weiß, wann dieses „Vorläufig" aufhört und die Gefahr beginnt. Die Sperrung des Viaduets würde wohl eine große Verkehrsstörung bedeuten, wenn die Untersuchung der Brücke aber notwendig erscheint, dann bleibt nichts anderes übrig, als sich diese Störung gefallen zu lassen.

Eine sonderbare Maßnahme. Die Bundesregierung hat die Zahlstellen des Bundesschatzamtes im Staate São Paulo aufgefordert, ihre Saldos sofort nach Rio zu schicken. Diese Maßnahme hat hier begreiflicherweise Befremden erregt. Wozu braucht die Bundesregierung das Geld, daß sie die Saldos einruft? Die Bedürfnisse der Regierung sind mannigfach und man wird diese Frage nicht so schnell beantworten können. Interessanter als die erste ist die andere Frage: was werden die Bundesämter im Staate São Paulo ohne Geld anfangen. Sie alle haben noch vom Jahre 1912 Zahlungen zu leisten; der 31. März steht vor der Tür und mit ihm die berüchtigten „exercicios findos". Und da werden den Aemtern die Saldos entzogen. Das ist unbegreiflich und die Lieferanten der Regierung können sich darauf gefaßt machen, daß ihre Forderungen den exercicios findos verfallen und dann können sie jahrelang warten, bis sie zu ihrem Mammon kommen. Es wird wirklich immer schöner.

Eine verwiekelte Geschichte. Unsere Leser, die längere Zeit in São Paulo sind, werden sich gewiß noch des großen Erbschaftsstreites entsinnen, der sich vor etwa zehn Jahren nach dem Tode des Herrn Antonio de Azevedo Junior entspann. Dieser Herr, der den sonderbaren Spitznamen „Orelha Gorda" — Fettohr — trug, hinterließ mehr als tausendvierhundert Contos. Er war mit der Frau, mit der er seit Jahren zusammengelebt, nicht getraut und diese hatte daher rechtlich keinen Anspruch darauf, seine Erbin zu werden. Nun hatte aber Azevedo sein achtjähriges Töchterchen, ein blindes, taubes und blödes Kind zur Universalerbin eingesetzt und ihr mehr als die Hälfte seines grossen Vermögens vermacht. Das Gericht erkannte das Testament an und setzte die Mutter des Mädchens zum Vormund ein. Die Verwandten Azevedos fochten das Testament an, aber den Bemühungen des Anwalts der kleinen Maria, Dr. Hypolito de Camargo, gelang es, ihr den vermachten Teil des Vermögens zu retten. — Als Azevedo starb, war die Mutter Marias noch jung — dreißig Jahre etwa — und sie fand nach einiger Zeit wieder einen Liebhaber, einen Portugiesen namens Manoel Lopes de Lima, mit dem sie noch heute zusammenlebt. — Mitte Februar erkrankte die reiche Erbin Maria und trotz aller ärztlichen Bemühungen starb sie am 12. ds. Gleich nach ihrem Ableben entstand der Verdacht, daß sie vergiftet sein könne. Der Totenschein war von den bekannten Aerzten Drs. Faria Tavares und Luiz Pereira Barreto ausgestellt, von welchen der letztere in ganz Brasilien den Ruf eines tüchtigen Gelehrten genießt und dem sowie auch seinem Kollegen die wahre Todesursache kaum entgangen sein kann, und wenn sie beide auf Infektion der Eingeweide geschlossen haben, so ist es auch anzunehmen, daß die achtzehnjährige blinde und stumme Maria an dieser Krankheit gestorben ist. Jetzt sagen aber beide Aerzte, daß die Infektion durch Mißbrauch pikanter Speisen herbeigeführt worden sei und somit entsteht die Frage, ob mit dieser gefährlichen Art der Ernährung eine Absicht verfolgt wurde oder ob sie deshalb eingehalten wurde, weil das hilflose Mädchen die scharfen Speisen am liebsten aß. Bekannte der Mutter sagen alle übereinstimmend aus, daß diese Frau nicht imstande gewesen sei, ihrem eigenen unglückliehen Kinde böses anzutun und somit müßte man sich für die letztere Annahme anschließen und den Tod Marias infolge Mißbrauchs pikanter Speisen ihrem eigenen Geschmack zuschreiben der ihr diese Speisen bevorziehen ließ. — Damit ist die Sache aber noch lange nicht zu Ende. Das Vermögen Marias ist zum großen Teil verpulvert und der Schuldige soll ihr Bevollmächtigter, Passos Cunha, sein. Dieser habe verschiedene, dem Mädchen gehörige Ländereien verschachert und verschiedene Gelder verschwinden lassen. Diesem Advokaten droht jetzt der Prozeß wegen Unterschlagung und Betruges. — Hier beginnt die Geschichte interessant zu werden. Passos Cunha ist der bekannte Moralprediger, der bei jedem Meeting auf den höchsten Steinhaufen klettert und am lautesten gegen die Ausbeuter schreit. Noch vor zwei Wochen hat er bei dem Meeting gegen die Teuerung das große Wort geführt und den ersten Speech vom Stapel gelassen. Seine Vergangenheit ist nicht rein, aber immer wieder ist es ihm gelungen, den Netzen der Polizei zu entgehen. Dieses Mal dürfte es aber etwas anders werden, denn nun ist das Maß wirklich voll.

Flucht einer Deutschargentinierin. Durch die Aussagen der siebzehnjährigen Charlotte Fink, die, wie gemeldet, mit einem jungen Herrn von hier nach Rio de Janeiro durchbrannte, hat die Angelegenheit ein wesentlich anderes Gesicht bekommen. Demnach ist das Fräulein absolut nicht so leichtsinnig und ihre Eltern wieder nicht so engelrein wie es von Anfang an schien. Das Mädchen behauptet nicht mehr und nicht weniger, als daß ihre eigenen Eltern sie prostituiert hätten. Ein solcher Versuch sei schon in Manaos sowie in Buenos Aires gemacht worden, Hier habe man sie in dem als Freudenhaus bekannten „Hotel dos Estrangeiros" unterbringen wollen. Der Begleiter Charlottens, der übrigens nicht Amadeu Balandeia, sondern Bolandero Almeida heißt, bestätigt die Aussagen des Mädchens und dieses war imstande, eine Zeitung aus Manaos vorzulegen, in der ein skandalöser Fall behandelt wird, in den sie durch die Infamie ihrer Eltern verwickelt gewesen. So ist die einfache romantische Flucht bei Nacht und Nebel zu einem Skandal ausgewachsen. Heinrich Fink, der Vater Charlottens,

sei auch nicht der „ehrbare" deutsche Kaufmann aus Buenos Aires, sondern ein Schmuggler, der einen schwungvollen Handel mit Weißwäsche und Schmucksachen betrieb. Die Reise nach Brasilien hänge mit dieser Art Geschäften zusammen. — Auf den Ausgang dieser Angelegenheit darf man gespannt sein. Die Untersuchung wird geheim geführt.

Unterschlagung auf der Post. Der Postagent in Iguape, Leandro Giglio, hat nicht nur gemaust, sondern er hat auch einen Schlendrian einreißen lassen, der aller Beschreibung spottet. Nach seinem Weggang fand man auf der Post eine Reihe eingeschriebener Briefe, die er den Adressaten nicht zugestellt hat. Natürlich gab es auch solche Briefe, die, in Iguape aufgegeben, dort geblieben waren. Von seinem Nachfolger verspricht sich das Publikum auch nicht viel, denn der sei Giglio geistesverwandt.

Eisenbahnunglück verhütet. Am Freitag morgen wurde hinter Belém bei Rio ein großes Eisenbahnunglück verhütet. Der Paulistaner Nachtzug kam herangefahren, als ein Linienwächter noch rechtzeitig entdeckte, daß an einer Stelle die Schienen lose waren. Er konnte dem Lokomotivführer mit einer Fahne ein Signal geben und der Zug blieb kurz vor der gefährlichen Stelle stehen. Die Schwellen waren, wie sich herausstellte, so verfault, daß sie die Geleise nicht mehr halten konnten. — Es ist eben die Zentralbahn!

Einwanderung. Das Ackerbausekretariat hatte vor einiger Zeit den Kommissar in Wien beauftragt, sich danach zu erkundigen, ob die Albaner geeignete Kolonisten für São Paulo wären. Die Informationen waren keine günstigen. Die Albaner seien erstens Nomaden und zweitens seien sie sehr händelsüchtig. Dagegen empfahl das Kommissariat, sich für die Heranziehung türkischer Bauern zu interessieren, die sehr gute Arbeiter seien und die jetzt nach der Besetzung ihres Landes durch die Balkanverbündeten ihre Heimat so wie so würden verlassen müssen. Das Ackerbausekretariat will dieser Frage näher treten.

Kaften ausgewiesen. Die Polizei hat den Italiener Gaetano Mazzaro, der hier eine Landsmännin namens Assunta Degna ausbeutete, aus Brasilien ausgewiesen. Der Ausweisung ging eine umfassende Untersuchung voraus, bei der sich unzweifelhaft herausstellte, daß der Genannte Kaften war.

Unsere Kinematographen. Die Paulistaner sind konservative Leute und als solche bekennen sie sich zu dem alten Satz: Ruhe ist die erste Bürgerspflicht. Um Gotteswillen nur keine Aufregung, kein hartes Wort, keine vorlaute Kritik. Das ist wohl sehr gut und löblich — bei einer solchen Lebensauffassung kann man darauf reehnen, an Altersschwäche zu sterben, denn „seguro morreu de velho", sagt der Brasilianer. In dieser besten der Welten hat aber alles seine zwei Seiten und das Fatale ist, daß sie beide nicht gleich gut, nicht gleich lobenswert sind. Und so kommt es, daß die Ruhe der guten Paulistaner vielen Elementen die Gelegenheit gibt, einen Fischfang im Trüben zu tun, daß die Abneigung gegen jedes harte Wort und gegen jeden lauteren Auftritt manche Leute ermutigt ein Geschäftchen zu machen, das sie in einer anderen minder ruhigen Stadt unterlassen würden. Diese Ruhe hat sich auf die hiesige Presse abgefärbt. Unsere Blätter riskieren kaum noch ein altes Wort; nur in der Politik platzen die Geister manchmal harter aufeinander und nur über das Kaffeegeschäft werden zwischen Haussisten und Baissisten manchmal lautere Worte gewechselt. Das ist nun wohl kein Uebel, aber da kommt es vor, daß wie gesagt, andere Leute aus dieser Tugend für sich eine Decke machen, hinter der sie ungestört sündigen. Jetzt ist nun ein neues Blatt gegründet, das aus der Art schlägt, und da es anders ist, als die alten, so haben wir es in der kurzen Zeit seines Bestehens öfters erwähnen müssen — es ist „A Capital". Es ist auffällig, daß diese Zeitung von zwei Riograndensern geleitet wird. Der Riograndenser ist lebhafter als der Paulistaner und wie der letztere die Ruhe für die größte Tugend hält, so hält der erstere die Furchtlosigkeit für das höchste der Gefühle. Dieses Blatt hat schon verschiedenes unbarmherzig ans Tageslicht gezerrt — die jugendlichhen Herren Kollegen haben journalistische Jagden veranstaltet, die uns an die frische fröhliche Hetze auf der Campanha erinnerten: den Lasso geschwungen, bis er dem Verfolgten auf dem Halse sitzt. Jetzt haben die Herren Tollons und Labarthe den Winkelkinematographen den Krieg erklärt, und wenn man nicht die ängstliche Ruhe, sondern die Sorge für das eigene und das fremde Wohl für die erste Bürgerspflicht hält, wie das bei uns der Fall ist, dann muß man ihnen Recht geben. Wir haben uns immer geärgert, wenn wir eine der dekorumwidrigen und feuergefährlichen Buden sahen. Da steht auf dem Wege nach Ypiranga eine elende Blechbude mit dem pompösen Namen „Cinema Independencia" — Unabhängigkeitskino. Es ist schon wirklich eine Beleidigung, ein Mißbrauch des schönen Wortes, wenn man über den Schwitzkasten die Aufschrift „Unabhängigkeit" prangen läßt. Die herzhafte Tat Dom Pedros I. muß auf eine Art geehrt werden und nicht dadurch, daß man an dem Wege, den er am 7. September 1822 ritt, einen Stall baut und über ihn das Wort Unabhängigkeit schreibt. In Barra Funda ist eine andere Bude von fast derselben Art. An manchem Abend sind wir an diesem Kino vorbeigefahren, als das Publikum sich zum Schalter drängte, und jedesmal ging uns der Gedanke durch den Kopf: was wird aus diesen Menschen, wenn in diesem Kasten Feuer ausbricht? In Bom Retiro, Liberdade, Braz, Sta. Ephigenia und anderen Vierteln fehlt es auch nicht an solchen „Vergnügungslokalen", bei welchen man nur ein Vergnügen empfinden kann — nicht hereingehen zu müssen. Die Polizei sollte wohl alles sehen, aber sie ist auch nicht vollkommen und deshalb soll man sie auf verschiedene Punkte, auf mancherlei Schäden aufmerksam machen. Auch dazu ist die Presse da. Aber unsere Presse war bisher zu ruhig — sie wollte nicht anstoßen und die fremdsprachliche Presse kann leider nicht darauf rechnen, die Aufmerksamkeit der Polizei auf etwas hinzulenken, was sie selbst nicht sieht. — Zum Schlusse möchten wir die „Capital" auf etwas hinweisen, was eigentlich noch zum Thema gehört. Das ist der Mißbrauch der Landesflagge. Das grüngoldene Tuch ist wohl auch nur ein Tuch, das eine Bagatelle kostet, aber sobald es an der Stange flattert, ist es ein Symbol unserer Unabhängigkeit, unserer Souveränität, unseres nationalen Seins, und als solches soll es jedem Menschen heilig sein, der dieses Land betritt und sich unter den Schutz der brasilianischen Flagge stellt. Heiligtümer sind aber dazu da, daß man sie verehrt und sie gehören nicht in die Bretterbuden, in welchen man für 200 oder 300 Reis dem Publikum abgeleierte sensationelle oder gar schlüpfrige Films vorführt, wie die Nationalhymne auch nicht dazu da ist, um mit ihr einen Fandango zu eröffnen.

Die müssens wissen. Aus London kommt die Meldung, daß in englischen Finanzkreisen Herr Lauro Müller allgemein als der zukünftige Präsident Brasiliens angesehen werde. Seine Wahl gelte so gut wie sicher. Die Engländersin in brasiliani-

schen Dingen manchmal sehr gut unterrichtet. So haben z. B. englische Finanzleute, als man in Brasilien noch gar keine Ahnung hatte, schon im Jahre 1897 vorausgesagt, daß der Finanzminister der kommenden brasilianischen Regierung Dr. Joaquim Murtinho heißen werde.

Offiziele Uhrzeit. Das Ackerbausekretariat wird an der Praça Antonio Prado eine große Uhr anbringen lassen, die die offizielle Zeit angeben wird. Zu diesem Zweck ist ein Kredit von 13:953$000 ausgesetzt worden.

Begrüßenswerte Anregung. Am 30. September 1911 verlor der Arbeiter Fausto de Godoy auf der Fumilense-Bahn bei einem Unglück seinen rechten Arm. Dieser Arbeiter aat sich nun an die Regierung gewendet mit der Bitte, ihm einen Gummiarm machen zu lassen. Der Ackerbausekretär hat selbstverständlich der Bitte stattgegeben. Bei diesem Anlaß hat Herr Dr. Paulo de Barros aber auch daran erinnert, daß es sehr angebracht wäre, Arbeitergenossenschaften ins Leben zu rufen, die auch dort, wo der Staat keine Hilfe leisten kann, eine hilfreiche Hand reichen. Diese Anregung wird jedenfalls auf einen fruchtbaren Boden fallen. Das Genossenschaftswesen ist hier zu sehr vernachlässigt worden. Wenn ein Arbeiter von der Genossenschaft spricht, dann sieht man ihn sofort als einen Anarchisten an. Der Ackerbausekretär hat aber erkannt, daß die Genossenschaften wie alle anderen Mittel, die die Not lindern, ein Faktor der Ordnung sind.

Eine sonderbare Auffassung von der sozialen Frage scheinen die Leiter der „Garage Moderna" zu haben. Die Chauffeure dieser Automobilgesellschaft waren mit ihrer Lage nicht mehr zufrieden. Sie fanden, da ßdie Arbeitszeit zu lang sei. Am ersten des Monats sollte nun eine Versammlung stattfinden, auf der verabredet werden sollte, was in der Sache zu tun sei. Das Resultat einer solchen Versammlung konnte nach menschlichen Begriffen nur eine Kollektivreklamation der Chauffeure sein, auf die die Direktion nach ihrem Gutbefinden antworten konnte. Der Direktor der Garage, Herr Charles Bourgeois, dachte aber anders. Er wartete die Reklamation nicht ab, sondern handelte sofort, indem er die Chauffeure, die an der Bewegung beteiligt waren, entließ. Am Dienstag nachmittag ließ er in der Garage noch eine Bekanntmachung anschlagen, daß der Lohn der Chauffeure nun 50$000, also auf 150$000 herabgesetzt sei und zwar unter Beibehaltung der bisherigen Arbeitszeit. Auf diese Maßnahme antworteten alle Chauffeure mit dem Streik und man kann es den Leuten auch nicht verdenken. Die Chauffeure, über die dié ganze Welt klagt, weil sie durch ihre Rennmanie das Leben der Mitmenschen gefährden, haben kein leichtes Los. Die Arbeit ist aufreibend. Der Mann muß im Regen und im Sonnenschein seine Maschine steuern; bei Tag und bei Nacht muß der Chauffeur auf seinem Posten sein, und wenn er das Leben der anderen bedroht, so steht auch das seinige in ständiger Gefahr. Und dieser harte Beruf soll jetzt mit 150$000 monatlich bezahlt werden, womit er weder Leben noch sterben kann, und das, obwohl die Autogesellschaften, wie sie selbst versichern, sehr gut verdienen! Das reimt sich nicht.

Große Schenkung. Der italienische Bankier, Herr João Briccola, der sich dieser Tage nach Europa begab, hat die Hälfte seines auf 15.000 Contos geschätzten Vermögens der hiesigen Santa Casa vermacht.

Japanischer Besuch. In unserer Stadt weilt seit zwei Tagen der Sekretär der japanischen Gesandtschaft in Brasilien, Herr Ryiori Noda. Sein Besuch hängt, wie es heißt, mit dem Problem der japanischen Einwanderung nach São Paulo zusammen. Herr Noda hat schon dem Herrn Staatspräsidenten sowie dem Herrn Ackerbausekretär seinen Besuch abgestattet.

Vom Zuge überfahren. Vor zwei Tagen wurde in der Station Campo Limpo der 20jährige Antonio Olympio vom Zuge erfaßt und wurde ihm dabei der rechte Schenkel zerschmettert. Der Verunglückte wurde nach São Paulo gebracht, wo er gestern verstarb.

Bei der Arbeit verunglückt. Am Dienstag vormittag waren einige Arbeiter der Light and Power in der Rua São João damit beschäftigt, einen Fehler an dem Leitungsdraht gut zu machen. Plötzlich brach die lange Wagenleiter, deren sie sich bedienten, und zwei Männer, die sich auf ihr befunden hatten, stürzten aus einer ansehnlichen Höhe aufs Pflaster. Sie beide, Antonio Ferreira und José Rodrigues, trugen so schwere Verletzungen davon, daß sie nach dem Hospital überführt werden mußten.

Dr. Oliveira Lima. Seit gestern beherbergt unsere Stadt den bedeutenden Historiker und Schriftsteller Dr. M. de Oliveira Lima, neuernannten brasilianischen Gesandten in London. Herr Dr. Oliveira Lima wird in der „Sociedade de Cultura Artistica" einen Vortrag über die brasilianische Diplomatie halten.

Landwirtschaftliche Schule in Piracicaba. Der neuernannte Direktor der Landwirtschaftlichen Schule „Luiz de Queiroz" in Piracicaba, Herr Dr. Leonidas Botelho Damaso, ist bereits hier eingetroffen. Er bleibt einige Tage in der Hauptstadt, um sich dann auf seinen Posten zu begeben. Dem Herrn geht der Ruf eines sehr tüchtigen Gelehrten voraus.

Todesfall. Gestern morgen verschied hier Herr João Adolpho Seckler. Die Beerdigung fand gestern noch statt. Den trauernden Hinterbliebenen unser Beileid.

Die Stadtverschönerer haben schon voriges Jahr beschlossen, die Avenida Paulista asphaltieren zu lassen und für diesen Zweck wurde ein Kredit von 800 Contos de Reis ausgesetzt. Seit dem hat man aber nichts mehr davon gehört. Jetzt hat nun die Avenida zum großen Teil schon die bunten Trotoire, das Dammpflaster bleibt aber das alte und die Straße macht den Eindruck wie eine Dame mit einem hocheleganten Hut und alten Kleidern. Unserer Ansicht waren weder die bunten Trotoire nötig noch die Asphaltierung, wenn das eine aber schon geschehen ist, so sollte das andere folgen, sonst ist die Verschönerung nichts halbes und nichts ganzes. Vor allen Dingen sollte man aber die Avenida dann und wann sprengen, damit die wunderschönen (lächerlichen würde besser klingen) Trotoire nicht vom Staube überweht werden. An die Sprengung denken die Stadtväter aber nicht gern, denn die kostet etwas zu wenig.

Schlachthäuser mit Kühlanlagen. Die Munizipalkammer wird der Präfektur die Autorisation erteilen, zur Errichtung mehrerer Schlachthäuser mit Kühlanlagen einen öffentlichen Wettbewerb auszuschreiben.

Das Ehepaar Fink, von dem in den letzten Tagen so oft die Rede war, hat seine Rolle hier ausgespielt. Es ist auf das bündigste nachgewiesen, daß es wirklich seine eigene Tochter Charlotte ausbeutete. Es wird von Brasilien ausgewiesen werden. Amadeu Bolandero ist bereits auf freien Fuß gesetzt und Charlotte wird unter den Schutz des belgischen Konsuls gestellt werden, denn sie besitzt die belgische Staatsangehörigkeit.

Großes Schadenfeuer. Heute morgen um 1 Uhr brannte in der Rua dos Immigrantes das Kurzwarengeschäft des Syriers Nancy Chuery total nieder. Der Eigentümer des Geschäftes und seine Gemahlin befinden sich seit einigen Tagen in Paraná. Das Geschäft war den Angestellten und die Aufsicht über das über dem Geschäftslokale gelegene Wohnhaus der Schwiegermutter Chuerys anvertraut. Die alte Frau ist von dem Brande, der in den untersten Räumen entstanden sein dürfte, überrascht worden und in der Aufregung hat sie vergessen, das 6jährige Töchterchen Chuerys namens Neine zu wecken. Sie selbst hat sich mit Müh und Not gerettet und ihre 10jährige Enkelin Rosinha hat es auch noch vermocht, aus dem brennenden Hause zu kommen, Neine ist aber in ihrem Bettchen geblieben und ist verbrannt. Der Leutnant der Feuerwehr Affonso Luz hat wohl noch einen Rettungsversuch gemacht und er ist bis an die Tür des Zimmers gekommen, in dem Neine gelassen worden war, weiter hat er aber nicht gekonnt, denn der Fußboden ist zusammengestürzt. Leutnant Affonso Luz hat sich schwere Brandwunden an den Händen zugezogen und an der Stirn ist er durch einen stürzenden Balken verletzt worden. Der Ursprung des Brandes ist noch nicht aufgeklärt. In der Aufregung, die sich aller Hausbewohner bemächtigte, haben sie keine Aussagen machen können. Ebenso weiß man bis zur Stunde noch nicht, ob das Geschäft versichert war oder nicht.

Der Ex-Präsident von Kolumbien. General Rafel Reyes, befindet sich seit gestern in São Paulo Der General ist Gast der Staatsregierung und ist in der Rotisserie Sportsman abgestiegen. Er macht eine Studienreise durch Brasilien und beabsichtigt, wie so viele andere Sterbliche, ein Buch über das Geschehene zu schreiben.

Musikerstreik. Gestern haben sich die Musiker der Kinematographen in den Ausstand erklärt. Sie verlangen eine Lohnaufbesserung unter der Begründung, daß bei der gegenwärtigen Teuerung die bisherige Bezahlung nicht ausreichend sei. Einige Kinobesitzer haben der Forderung stattgegeben, diese befinden sich aber in der Minderzahl. Fünfundvierzig Kientöppe hatten gestern abend keine Musik. Der Streik wird jedenfalls nur von kurzer Dauer sein, denn die Kinobesitzer, die, wie allgemein bekannt, sehr gut verdienen, werden die Forderungen der Musiker, insofern diese nicht übertrieben sind, berücksichtigen, und wenn einige der Bogenführer unerfüllbare Forderungen aufstellen sollten, dann werden die anderen sie schon überreden, daß sie sich mit dem Erreichbaren begnügen.

Turnhalle für die Feuerwehr. Die hiesige deutsche Firma M. Preuß & Co. wurde mit dem Bau einer neuen Turnhalle für unsere Zentral-Feuerwehr beauftragt.

Santos

Die „Deutsche Zeitung“ ist von heute ab im Einzelverkauf in Santos bei Herrn Paiva Magalhães, Zeitungsagentur, Rua Sto. Antonio Nr. 84, in der Nähe des Largo do Rosario, zu haben.

Bundeshauptstadt.

Handelsbericht. Wir können auch heute nur wieder konstatieren, daß der außerordentliche Geldmangel eine finanzielle Krisis herbeizuführen droht. Auch hier warten deshalb aller Augen sehnsüchtig auf die Paulistaner Anleihe, denn es ist ja klar, daß die 7,5 Millionen Pfund Sterling nicht in São Paulo bleiben, sondern teilweise auch nach Rio abfließen werden. Bei den lebhaften Geschäftsbeziehungen zwischen beiden Städten ist es gar nicht anders möglich. Am 25. März wurde das Dekret Nr. 0.135 veröffentlicht, durch das die Ausgabe von 0.000 Contos fünfprozentiger Anleihe zur Bezahlung von Balmbauten autorisiert wurde. Diese Neuausgabe, die zu den vielerörterten 105.000 Contos vom vorigen Jahre tritt (von denen übrigens erst 25.000 Contos realisiert sein sollen), wirkte natürlich sehr ungünstig auf die Kotierung der älteren Anleihen: Apolices Geraes sanken auf 935$, die von 1909 auf 934$, die von 1912 auf 938$. Wenn man bedenkt, daß noch vor wenigen Monaten die Apolices Geraes auf 1012 und 1015 standen, so hat man eine vortreffliche Illustration zu der Geldknappheit. Wie es schon zu Anfang des Jahres geschah, so war auch diesmal die Baisse der Staatspapiere von einer Flucht der Käufer vom Effektenmarkte begleitet, so daß der Umsatz an der Börse ganz unbedeutend war. Deshalb kann auch nicht von großen Kursschwankungen berichtet werden. Nur die Aktien der Docas da Bahia sanken bis 98$ und erholten sich dann wieder, so daß der Schlußkurs 100$ betrug. Die Aktien der Bank von Brasilien, die auf 235$ gesunken waren, stiegen auf 245$, und diejenigen der Rede Sul Mineira festigten sich auf 91$, nachdem die Dividende verkündigt worden war.

Nicht nur auf die Effektenbörse übte der Geldmangel seinen Einfluß aus, sondern auch der Kurs verschlechterte sich. Die Privatbanken notierten 16 d, und nur die Bank von Brasilien behielt den Kurs von 16 1/16 bei. Es herrscht ein großer Mangel an Remessen, und das mag wohl mit den Goldentziehungen bei der Konversionskasse Schuld tragen, die einige Banken vornahmen. Das Faktum an sich ist ja nicht außerordentlich, denn wenn die Konversionskasse regulär funktionieren soll, dann muß sie nicht nur Goldeingänge in den Perioden des Ueberflusses zu verzeichnen haben, sondern auch Abhebungen in den Zeiten der Geldknappheit. Und alljährlich sind um diese Zeit, kurz vor der neuen Kaffeesaison, die Abhebungen größer als die Einzahlungen. Was unangenehm dabei ist, das ist die Wirkung, die diese Abhebungen auf die Zirkulation von Umlaufsmitteln haben. Für jede Abhebung wird ja der Gegenwert in Noten der Konversionskasse dem Verkehr entzogen, und das gerade in einer Zeit, wo aus allen Teilen des Landes über den Mangel an Umlaufsmitteln geklagt wird. Die Totalsumme der Kassenausgänge der Banken in Rio und São Paulo betrug am 28. Februar nicht mehr als 159.000 Contos. Das ist ganz offenbar nicht genug für die Transaktionen der zwei Plätze, oder genauer gesagt der drei, da ja die Paulistaner Monatsbilanzen fast durchweg auch die Filialen in Santos einschließen. Daher die Unmöglichkeit großer Geschäfte, der Mangel an Leihgeldern, die Schwierigkeit des Diskontierens, die alle Zweige des Handels und der Industrie ungünstig beeinflußt. Selbst die Bundesregierung hat erhebliche Schwierigkeiten, das nötige Bargeld zur Bezahlung der Schlußrechnungen des vorigen Jahres zu beschaffen. Daher auch die Anweisung an die Bundesämter in São Paulo, alle Saldi nach Rio zu remittieren. Die Anleihetitel, die von einer Anzahl von

Unternehmern in Zahlung genommen werden mußten, werden zu so verlockenden Preisen angeboten, daß sie die geringen vorhandenen Mittel absorbieren oder zum Verkauf anderer Titel und sonstiger Werte anreizen, die auf diese Weise eine empfindliche Entwertung erleiden. Deswegen muß man die Verminderung der Umlaufsmittel durch Goldentziehungen aus der Konversionskasse im gegenwärtigen Augenblicke als ein bedenkliches Symptom der Geldkrisis ansehen. Es heißt, daß die Regierung sich schon mit dieser Frage beschäftigt hat und auf Mittel sinnt, um der drohenden Gefahr zu begegnen. Die Golddepots der Konversionskasse, die am 21. März noch 396.325:562$981 betragen hatten, waren am 28. März auf 392.350:091$215 gesunken.

Gerüchtweise hieß es, die Bundesregierung habe die São Paulo Railway für 13,5 Millionen Pfund Sterling übernommen und der bisherigen Eigentümerin in Pacht gegeben, um den Uebergang dieser wichtigen Bahn an den Konzern der Brasil Railway zu verhüten. Dieses Gerücht wurde jedoch dementiert. In London wurde die Southern Brasil Electric Co. mit dem Kapital von 1 Million Pfund Sterling gegründet. Die neue Gesellschaft übernahm das Paraná Power Syndicat und damit auch dessen Licht- und Kraftwerk in Curityba. Demnächst werden in London fünfprozentige Debentures der Minas Geraes Electric Light Company emittiert werden, die von der Staatsregierung von Minas Geraes garantiert sind. Ebenfalls in London ist die Gründung einer Brasilianischen Handelskamer beabsichtigt, ähnlich der in Brüssel bereits bestehenden. In São Paulo hat die Companhia Antarctica Paulista eine Anleihe von 6000 Contos in achtprozentigen Debentures zu 200 Milreis, rückzahlbar in 15 Jahren, aufgenommen. Diese Anleihe hatte einen glänzenden Erfolg, trotz der Lage des Geldmarktes. Auf den Markt gebracht wurde sie durch die Brasilianische Bank für Deutschland. Am selben Platze hat die Eisenbahngesellschaft Campos do Jordão eine Anleihe von 6600 Contos zum Kurs von 90 bei 5prozentiger Verzinsung aufgenommen. Die ebenfalls in São Paulo mit einem Kapital von 4000 Contos gegründete Empreza Tracção, Força e Luz Electrica de Natal will nicht nur in Rio Grande do Norte, sondern auch in anderen Staaten elektrische Anlagen errichten.

Die Arbeiten der Kommission von Konferenten des Zollamtes sind zu Ende gelangt. Bis jetzt wurden der Oeffentlichkeit jedoch nur recht dürftige Nachrichten über die Tarifänderungen zuteil, so daß es den Interessenten kaum möglich sein wird, Protest zu erheben oder Wünsche zu äußern, ehe das Projekt an den Kongreß gelangt. Diese Geheimniskrämerei ist nicht geeignet, besonderes Zutrauen zur Arbeit des Ministers und seiner Kommission einzuflößen. Es heißt, daß der Revision die Arbeit der Kommission von 1910 zugrunde gelegt wurde. Aber gegen jene Arbeit wurden berechtigte Einwände sowohl von Importeuren als auch von Industriellen erhoben. Wenn also das jetzige Projekt ähnliche Gestalt zeigt, dann wird es im Kongreß soviele Abänderungsvorschläge und so langwierige Diskussionen geben, daß die Beratung Monate dauert. Außerdem ist durch die Teuerung die Lage heute anders geworden. Die Regierung hat versprochen, ihr besonderes Augenmerk der Frage zuzuwenden, ob nicht eine Verminderung der Lebensmittelzölle möglich sei. Um wirksam zu sein, muß die Verminderung sehr radikal gestaltet werden. Wenn aber der Reiszoll von 260 auf 210 Reis, der Dörrfleischzoll von 250 auf 230 Reis, der Weizenzoll von 10 auf 8 Reis ermäßigt wird, so ist das sinnlos. Den Fiskus schädigt es, die Konsumenten hingegen fördert es in keiner Weise. Ja, es wirkt geradezu wie eine Parodie auf die Versprechungen, die der Bundespräsident gemacht hat. Wir stehen bekanntlich auf dem Standpunkte, daß man nur jene Zölle erheblich ermäßigen darf, die nicht dem Schutze eines entwicklungsfähigen und wichtigen Zweiges der Landwirtschaft und der Industrie dienen. Aber das vermag uns nicht verhindern, festzustellen, daß die von der Regierung jetzt vorgeschlagenen Zollermässigungen in schroffem Gegensatz zu ihren von uns als inopportun angesehenen Versprechungen stehen. Unseres Erachtens müßte die Regierung die Zölle auf solche Artikel auf ein Minimum reduzieren, die im Inlande nicht produziert werden. Dadurch würde eine Verbilligung der Lebenshaltung herbeigeführt werden — allerdings auf anderem Wege, als wie heute beabsichtigt, aber mit dem Vorteil, daß das heimische Erwerbsleben nicht geschädigt würde.

Wie wir in der vorigen Woche in Aussicht stellten, hat sich der Kaffeemarkt nicht nur befestigt, sondern es ist sogar eine Aufwärtsbewegung zu verzeichnen. Die Preise, die bis zum 20. März auf 9$500 gefallen waren, stiegen in der Berichtswoche auf 10$100. Eine entsprechende Bewegung war auch an den Auslandsmärkten zu verzeichnen, die wesentlich animierter waren. Die Notierungen waren (20. März gegen 28. März):

Rio 9$500 — 10$100, New York 11.24 — 11.71, Havre 71.25 — 73.75, Hamburg 58.00 — 61.00, London 51/6 — 53/6.

Hoffentlich hat die unmotivierte Krise nun ihr Ende erreicht und bleibt der Markt in Zukunft vor Erschütterungen bewahrt.

An den übrigen Märkten herrschte große Zurückhaltung, fast möchte man sagen Geschäftslosigkeit. Die Preise sind mehr oder minder nominal, mit Ausnahme von Baumwolle, die anzog. Kristallzucker schwankte zwischen 450 und 490 Reis, je nach Herkunft und Qualität. Der Zerealienmarkt war fast paralysiert. Der Xarquemarkt war trotz den geringen Zufuhren sehr flau.

Bewilligter Kredit. Der Bundespräsident hat das Dekret unterzeichnet, durch das dem Landwirtschaftsminister ein Sonderkredit von 27:500$000 zu Prämienzwecken bewilligt wird. Es handelt sich um die Prämie von 500$000, die denjenigen Landwirten mit Rindviehherden von mindestens 200 Stück ausgezahlt werden sollen, die Badevorrichtungen zum Abtöten der Zecken und anderen Parasiten bauen. Ueber die Vorschriften zum Bau und über die sonstigen zu beobachtenden Bestimmungen können Interessenten vom Informationsbureau des Landwirtschaftsministeriums Auskunft erhalten.

Waldbrand auf einer Insel. Ein eigenartiges Schauspiel konnten vorgestern Nacht die Bewohner jener Stadtteile genießen, die Ausblick auf das offene Meer haben. Auf der Ilha do Pae, die zwischen den Inseln da Mãe, Redonda und Rasa liegt, war der Wald in Brand geraten, weithin das nächtliche Meer erleuchtend und in ein düsteres Rot tauchend. Die Hafenpolizei, die für das Schicksal der paar auf jener Insel lebenden Fischerfamilien fürchtete, entsandte den Schlepper „Aquarios", der einen Löschzug der Feuerwehr nach der Ilha do Pae brachte. Der Feuerwehr gelang es, den Brand zu löschen. Die Fischer haben weder Material- noch Leibesschaden erlitten.

Ob's wahr ist? Dieser Tage wurde ein Wagenputzer der Zentralbahn verhaftet, der einer Dirne Juwelen im Werte von 2:500$000 gestohlen hatte. Er hatte die Juwelen für etliche 200 Milreis in der Rua do Hospicio verkauft. Beim Verhör gab er an, daß Not ihn zum Diebstahl getrieben habe. Seit zwei Monaten sei das Gehalt nicht ausgezahlt worden und Kolonialwarenhändler, Fleischer, Bäcker hätten ihm

den Kredit gekündigt, so daß seine Familie Hunger leiden müsse. Die Aussage erschien durchaus glaubhaft, denn die Zentralbahn ist wegen ihrer ewigen Rückstände in der Gehaltszahlung berüchtigt. Diesmal aber will sie unschuldig sein. Herr Frontin bittet um Aufnahme der Mitteilung, daß alle Zahlungen durchaus in Ordnung seien, sogar nach São Paulo und Minas seien schon vor vielen Tagen die erforderlichen iRmessen gemacht worden. Sogar für die rückständigen Gehaltszahlungen aus dem Vorjahre sei bereits Anweisung gegeben. Der letzte Satz ist nun freilich nicht gerade geeignet, die Zentralbahn als unschuldiges Lämmlein erscheinen zu lassen, denn seit dem Jahresende sind drei Monate verflossen.

Erbaulich. Im São José-Theater spielte sich am Sonnabend Abend eine Szene ab, die sich in gewisser Weise den neulich aus der Paulistaner Konditorei Castelhões berichteten würdig zur Seite stellt. Als der Vorhang aufging, bemerkte man, daß ein Hauptmann vom 7. Infanteriebataillon, der in einer der ersten Parkettreihen saß, sein Käppi aufbehalten hatte. Nun verbietet eine Polizeiverordnung, während der Vorstellung die Kopfbedeckung aufzubehalten, und selbstverständlich mit Recht, denn diejenigen, die in den hinteren Reihen sitzen, wollen auch sehen, was auf der Bühne vorgeht. Ein Theaterportier, von anderen Zuschauern aufmerksam gemacht, näherte sich im Zwischenakte dem Offizier und machte ihn in durchaus höflicher und angemessener Weise auf die Polizeiverordnung aufmerksam. Das genügte Seiner Exzellenz dem Herrn Hauptmann, den Angestellten, der seine Pflicht erfüllte, zu ohrfeigen. Seine Ordonanzen unterstützten ihn dabei in würdiger Weise. Der aufsichtführende Polizeidelegat wollte den Namen des Offiziers feststellen, wurde aber von demselben ebenso behandelt, wie neulich der Polizeidelegat von São Paulo von dem Leutnant Pinto, weshalb er es für das Klügste hielt, den rabiaten Herrn ungehoren zu lassen. Der General Souza Aguiar, der sich neulich so über die Behandlung — und nicht ganz mit Unrecht — ereiferte, die gewisse Ruyistenblätter der Armee angedeihen lassen, sollte sich doch diesen Hauptmann einmal vorbinden. Denn es ist doch ganz klar, daß das Benehmen von Offizieren dieser Art die Kritik des Publikums und der Presse herausfordert. Schließlich hat nicht nur das Volk Pflichten gegen die Vertreter der bewaffneten Macht, sondern auch umgekehrt das Militär gegen das Volk. Gewisse Offiziere und Soldaten aber glauben, daß das Volk nur ihretwegen da sei.

Sensationeller Selbstmordversuch. Gestern machte Dr. Alberto Martins Torres einen Selbstmordversuch, indem er sich an beiden Händen die Pulsadern durchschnitt. Etwa um zehn Uhr morgens sah ein Soldat am Morro da Babylonia in Leme, daß ein Mann, der sich unter den Bäumen aufhielt, plötzlich ein Rasiermesser hervorzog und sich an den Händen Schnitte beibrachte. Der Soldat eilte hin, um die Ausführung des Selbstmordes zu verhindern und zwischen ihm und dem Unbekannten entspann sich ein heftiger Kampf, der aber damit endigte, daß der Soldat den anderen festhielt. Ueberwältigt, bat Dr. Torres, nachdem er dem Soldaten seinen Namen genannt, man möchte die Assistencia kommen lassen. Diese traf dann auch bald ein und Dr .Torres wurde außer Lebensgefahr gesetzt. — Der Selbstmordversuch hat eine große Sensation hervorgerufen, denn Dr. Alberto Tores ist überall bekannt — nicht nur in Rio, sondern auch in ganz Brasilien. Er war vor längeren Jahren Präsident des Staates Rio de Janeiro, unter Prudente de Moraes war er kurze Zeit Minister des Innern und der Justiz und eine zeitlang gehörte er dem Obersten Bundesgericht als Richter an. In den letzten Jahren befaßte er sich ausschließlich mit der Schriftstellerei und ist er als Publizist sehr hoch geschätzt. — Vor längeren Jahren hatte Dr. Torres einen Anfall von Geisteskrankheit und mußte er nach einer Heilanstalt überführt werden. Er wurde geheilt, aber die Krankheit scheint zurückgekehrt zu sein, denn aus manchen seinen Aeußerungen auf der Assistencia kann man den Schluß ziehen, daß er nicht zurechnungsfähig ist. — Das Schicksal Dr. Torres' ist geeignet, die größte Teilnahme zu wekken; sein Ausscheiden bedeutet einen großen Verlust für die brasilianische Publizistik.

Barbosa Lima über die monarchistische Propaganda. Der frühere Gouverneur von Pernambuco und nachherige Deputierte für Rio Grande do Sul und dann für den Bundesdistrikt, Militäringenieur Barbosa Lima, galt seit jeher als einer der rotesten Republikaner. Von Natur ein düsterer für seine Ideale aber bis zum Fanatismus begeisterter Mensch, hat Barbosa Lima uns immer an die Helden der französischen Schreckenszeit erinnert. Seine Reden in der Konstituinte sind ebenso unvergesslich wie seine an Gewalttaten so überaus reiche Regierung in Pernambuco. Er war einer der wenigen Deputierten der Konstituinte (er vertrat den Staat Ceará), die die Todesstrafe einführen wollten und als Gouverneur hat er öfters bedauert, daß sein Antrag nicht durchgegangen war und er gegen diejenigen, die in Pernambuco für die Restauration agitierten, nicht die schwerste Strafe anwenden konnte. Und dieser Mann hat jetzt seinen Glauben an die Republik verloren. Er hält sie nicht für unzerstörbar. Ein fluminenser Journalist frug, was er von der monarchistischen Propaganda denke und Barbosa Lima sagte, daß es vorläufig noch gar keine solche Propaganda gebe. Was man in Brasilien gegenwärtig beobachten könne, sei eine allgemeine Unzufriedenheit mit dem Stand der Dinge und deshalb werde die Restauration als ein Rettungsmittel empfohlen. Das sei keine zielbewußte, energische Propaganda. Die gegenwärtige Regierung selbst arbeite den wenigen Monarchisten in die Hände. — Damit ist gesagt, daß Barbosa Lima, der mit gutem Recht die bisher betriebene Propaganda überhaupt nicht als eine solche ansieht, der Republik eine geringe Widerstandskraft zutraut. Ueber den Prinzen gefragt, sagte Barbosa Lima, daß Dom Luiz seiner Ansicht nach ein sehr sympathischer und gebildeter Mann sei, der hauptsächlich auf die militärischen Kreise wirken müsse, weil er ein vollendeter Typus eines Soldaten sei. „Ich halte die Restauration für ein Unglück," sagte Barbosa Lima. „Ich werde Republikaner bleiben, aber es werden wenige sein, die dem republikanischem Glaubensbekenntnis treu bleiben werden, wenn wir das Unglück haben, die Restauration zu erleben." Wir haben oben nur deshalb die fanatische Voreingenommenheit Barbosa Limas für die Republik betont, um an diesem Beispiel zu zeigen, wie tief die Unzufriedenheit um sich gegriffen hat. Wenn ein Mann, der mit allen Fasern an die Republik hängt, seinen Glauben an diese Regierungsform verliert und den leitenden Männern keine Widerstandskraft zutraut, dann steht es um die Sache nicht glänzend, dann kann man nicht mit Antonio Prado sagen, daß es überhaupt Unsinn sei, über die Möglichkeit der Restauration zu sprechen. Natürlich sagt Barbosa Lima nicht, daß die Republik als solche Bankerott gemacht hat, aber die Republik besteht nun einmal aus einer Anzahl von Männern, und wenn man diesen alle Widerstandsfähigkeit abspricht, wenn man sogar sagt, daß wenige sein werden die das

Glaubensbekenntnis nicht wechseln, dann klingt es aus dem Munde des düsteren Mannes wie ein Angstschrei, den man nicht überhören sollte.

Der Beleidigung Brasiliens und der Zollbeamten soll sich Herr Jacques Gabriel Francfort, offenbar ein „Franzose" aus dem Elsaß, schuldig gemacht haben. Er war von seinem Landsmann Edmond Levy und dessen Tochter Françoise beauftragt worden, Postpakete aus dem Zoll zu holen. Zu diesem Zwecke begab er sich am 28. November v. J. nach dem Paketzollamt, wo ihm gesagt wurde, er solle etwas später wiederkommen; inzwischen werde das Paket gesucht werden. Das geschah auch, und als Herr Francfort wieder erschien, wurde ihm ein Paket vorgelegt, das eine Puppe enthielt und für das 18800 Zoll zu entrichten waren. Da er aber keine Vollmacht hatte, wurde ihm bedeutet, er solle diese erst beibringen, wie es das Reglement vorschreibt. Das versetzte den jungen Mann — Herr Jacques Gabriel ist noch nicht volljährig — in solche Aufregung, daß er mit dem Beamten Ernesto Braga, der ihm die Eröffnung gemacht hatte, zu streiten begann. Ein anderer Beamter, Herr Marcellino Pitta da Rocha Lima, legte sich ins Mittel, um ihm auseinanderzusetzen, daß die Beamten beim besten Willen die Vorschrift nicht umgehen könnten. Aber Monsieur Francfort schleuderte ihm die Worte ins Gesicht: „Ja, das ist Brasilien. Ich schenke Ihnen die 18800." Da er großen Lärm verursachte, so wurde er zwecks Feststellung der Personalien verhaftet. Das Zollamt erstattete Anzeige gegen ihn wegen Beamtenbeleidigung. Der erste Hilfsdelegat, dem der Fall zugeschrieben wurde, kam allerdings zu dem Schlusse, daß es sich nicht um ein im Strafgesetzbuch vorgesehenes Delikt handelte. „Es liegt," entschied der Delegat, „weder eine Beleidigung noch eine Verleumdung vor, denn diese muß immer gegen eine Person gerichtet sein. Die Person, der Fehler oder Laster untergeschoben werden, die sie dem Haß oder der Verachtung aussetzen, fehlt hier; ebenso wurde keine verbrecherische Handlung irgend einer Art unterstellt. Meines Dafürhaltens kann die erwähnte Phrase, die an keine bestimmte Person gerichtet war, in der Absicht diese zu beleidigen, auch nicht als Beleidigung eines Beamten bei Ausübung seines Amtes angesehen werden." Der Staatsanwalt war anderer Ansicht und beantragte beim Richter die Eröffnung eines Verfahrens wegen Beamtenbeleidigung. Uns will es scheinen, als ob der erste Hilfsdelegat auf der richtigen Fährte war, als er den Tatbestand der Beleidigung oder Verleumdung nicht anerkennen wollte. Und sicherlich wird auch der Richter zu derselben Ueberzeugung kommen. Dem jungen Monsieur Francfort schadet es natürlich nichts, wenn ihm mit der Voruntersuchung ein heilsamer Schreck eingeflößt wird. Als Gast des Landes sollte er wenigstens in Amtsräumen weniger vorlaut mit seiner Kritik sein.

Die Flasche und die Rose. Joaquim de Lemos Gonçalves, ein berüchtigter Dieb, der den Verbrechernamen Frasco führt, erfreute sich der besonderen Gunst der Dirne Rosa da Silva aus der Rua do Nuncio 21. Als aber die Rose erfuhr, daß ihr Fläschchen ein Spitzbube sei, wurde ihr die Freundschaft bedenklich, weshalb sie ihm den Laufpaß gab. Das gefiel dem Frasco wenig, und er sann auf Rache. Vorgestern Nacht zwischen zwölf und ein Uhr erschien er vor dem Gärtchen, in dem die Rose blüht, und führte eine große Tragödienszene auf. Als das keinen Erfolg hatte, gab er etliche Revolverschüsse ab, die jedoch nicht Rosa, sondern den Türpfosten verwundeten. Die ganze Weibersippe der Rua do Nuncio vollführte nun einen solchen Mordskandal, daß sogar der sanft entschlummerte Polizist, den die Schüsse nicht gestört hatten, wach wurde und sehr wider Willen sich bequemte, den Frasco Gonçalves zu verhaften. Hoffentlich tröstet sich der Held im Gefängnis über den Verlust der Rose.

Vieh aus Rio Grande do Sul. Die União dos Criadores, die Interessenvertretung der Viehzüchter von Rio Grande do Sul, hat dem Verkehrsminister telegraphiert, daß sie bereit sei, lebendes Vieh nach Rio zu senden, wenn die erforderlichen Transportmöglichkeiten geschaffen und die Frachten herabgesetzt würden. Der Minister hat geantwortet, daß er das Anerbieten im Prinzip annehme und den Verein bitte, die Orte anzugeben, die für den See- und Landtransport in Frage kämen. Er werde dann bei den Schiffahrts- und Eisenbahngesellschaften vorstellig werden und gleichzeitig auch eine Herabsetzung der Frachten zu erreichen suchen. Wir verstehen das Anerbieten der Riograndenser nicht recht. Die Xarquefabrikanten klagen, daß nicht genug Schlachtvieh vorhanden sei, daß sie deshalb ihre Produktion einschränken müßten und die Dörrfleisch-Preise nicht herabsetzen könnten. Dazu stimmt die Bereitwilligkeit der Riograndenser Viehzüchter, Vieh nach Rio senden zu wollen, ganz und gar nicht. Entweder also sagen die Xarquefabrikanten nicht die Wahrheit, was nicht anzunehmen ist, da sie ihre Schlachtungen tatsächlich verringert haben — eine Produktionseinschränkung, die natürlich mit einer Steigerung der Produktionskosten verbunden ist, also gewiß nicht zum Vergnügen erfolgt. Oder aber die Viehzüchter wollen den Xarquefabriken nicht verkaufen, weil die Preise, die diese bieten, ihnen nicht hoch genug dünken und weil sie hoffen, in Rio in den gegenwärtigen Teuerungszeiten mehr herausschlagen zu können. Ist das aber der Fall, dann nützt das Vieh aus Rio Grande do Sul dem hauptstädtischen Konsum auch nichts, weil es nicht billiger wird als das aus Minas und Goyaz, und dann hat die Regierung auch keinen Anlaß, für die Riograndenser Viehzüchter etwas besonderes zu tun. Wir glauben übrigens, daß sich die Regierung ebensowenig ein klares Bild von der Lage der Viehzucht und des Viehmarktes machen kann, wie wir auch, denn die Statistiken sind zu lückenhaft und vor allem fehlt die sichere Grundlage einer Viehzählung aus neuerer Zeit.

Ein Verbrechen? Der Besitzer der Apotheke Bernardino Corrêa & Co. in der Avenida Mem de Sá 80 wird beschuldigt, ein Rezept des Dr. Leitão da Cunha geändert zu haben, das dieser der in der Rua Joaquim Silva wohnenden Dirne Joanna da Silva ausgestellt hatte. Joanna da Silva erlitt einen Abortus, der zur Kenntnis der Polizei gebracht wurde. Bei ihrer Vernehmung erklärte sie, eine von dem genannten Arzte verschriebene Medizin eingenommen zu haben, die jedoch nicht den Zweck hatte, einen Abortus herbeizuführen. Nun wurde Dr. Leitão da Cunha um Aufklärung ersucht. Auch er bestritt, daß es sich bei der Medizin um ein Abtreibungsmittel handelte. Als ihm das Rezept vorgelegt wurde, sah er, daß der Apotheker seiner Vorschrift hinzugefügt hatte: „Gottas de minha formula" (Tropfen nach meiner eigenen Formel). Dr. Leitão da Cunha stellte nun die Vermutung auf, daß der Abortus die Folge jener Tropfen sei, die Herr Barbosa Corrêa eigenmächtig der Medizin beigefügt hatte. Der Apotheker wurde gerufen und sagte aus, daß es sich um einen harmlosen Trick handele. Er habe nur verhüten wollen, daß Joanna da Silva, die ihm den Betrag für die erste Anfertigung schuldig blieb, die zweite Anfertigung vielleicht in einer anderen Apotheke vornehmen ließe. Das sei ein Ver-

fahren, das auch andere Apotheker anwendeten. Vorläufig ist die Angelegenheit noch schleierhaft für die Polizei. Aber da Joanna da Silva einem Gewerbe nachgeht, in dem die Abtreibungen nicht gerade zu den Ausnahmefällen gehören, so liegt die Vermutung nahe, daß der Apotheker das Rezept nicht verbrecherischer Weise änderte, um die Dirne zu schädigen, sondern daß sie sehr wohl wußte, um was es sich handelte — vorausgesetzt überhaupt, daß der Abortus wirklich nur eine Folge der „Gottas de minha formula" war!

Die Reparaturen an der Avenida Beira-Mar wurden vorgestern von dem Präfekten besichtigt. Der General ordnete an, daß die Stellen der Avenida, die bei dem stürmischen Seegang von neulich beschädigt wurden, völlig neu hergestellt werden, da ihm das Fliekwerk nicht genügend haltbar erschien. Er begab sich dann nach der Avenida Atlantica, die er bedeutend verbreitern lassen will. Sie soll zwei Fahrdämme, durch einen baumbestandenen Reitweg getrennt und auf beiden Seiten je drei Meter breite Bürgersteige erhalten.

Poekenepidemie. Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß wir von einer Poekenepidemie bedroht sind. Die Krankheit, die wieder einmal durch Einwanderer eingeschleppt wurde, deren Erkrankung ein gewissenloser Kapitän den Sanitätsbehörden zu verheimlichen wußte, hat in der Gavea und in den Stadtteilen am neuen Hafen und an der Maritima schon ziemlich um sich gegriffen. Leider besitzen unsere Sanitätsbehörden nicht Lymphe genug, um die Schutzimpfung aller Personen vornehmen zu können, die sich auf den Sanitätsstationen melden. Das städtische Instituto Vaccinico, das die Lymphe zu liefern hat, versagt wieder einmal. Da das Institut eigens auch noch einen Bundeszuschuß erhält, damit es Lymphe für die Einzelstaaten liefert, so ist die Frage wohl bereehtigt, was denn mit diesem Gelde eigentlich geschieht. Vorgestern telegraphierte der Präfekt von Campos, wo ebenfalls die Pocken herrschen, um 1000 Tuben Lymphe. Da nicht einmal für den Bundesdistrikt genug von dem Präparat vorhanden ist, so kann man sich vorstellen, wie „prompt" seine Bestellung erledigt wurde! Es wird noch dahin kommen, daß der Generaldirektor des Sanitätswesens (dem das Institut wohlgemerkt nicht untersteht!) an Herrn Rodrigues Alves telegraphieren und ihn um Lymphe bitten muß. São Paulo hat bekanntlich Vorrat.

Die Generaldirektion des Sanitätswesens bittet um Veröffentliehung folgender Notiz: „Wenn die Impfung und die Wiederimpfung, die bei unserem Volke so wenig Anklang finden, nicht in großem Umfange vorgenommen werden, dann werden wir in den nächsten Monaten eine große Anzahl von Todesfällen an Pocken zu verzeichnen haben. Das wird ein trauriges Zeichen für eine aufblühende Stadt sein, die sich als die Hauptstadt eines zivilisierten Volkes betrachtet. Wir erwarten, daß besonders die Herren Kaufleute und Fabrikanten ihren zahlreichen Angestellten und Arbeitern die Anwendung dieser heilsamen Schutzmaßregel nahelegen, mit deren Hilfe die zivilisierten Nationen die Pocken aus der Zahl ihrer Todesursaehen gestrichen haben. Zur Vornahme der Impfung steht in allen föderalen und munizipalen Sanitätsdistrikten täglich geübtes Personal zur Verfügung."

Es wird immer netter. Wir haben schon mehr als einmal darüber berichtet, wie wenig Wert die Militärbehörden darauf zu legen scheinen, daß den Grenzgarnisonen ihr karger Sold wenigstens einigermaßen pünktlich ausgezahlt werde. Gleich uns hat die gesamte Presse dutzende Male reklamiert, und zwar regierungsfreundliche Zeitungen genau so wie die Oppositionsblätter. Aber alles ist bisher vergeblich gewesen. Nicht einmal der Soldat, der augenblicklich den Präsidentenstuhl einnimmt und der diese Würde doch zum guten Teil dem Rückhalt verdankt, den er an der Armee fand, scheint es der Mühe wert zu halten, sich um das Wohl und Wehe seiner Kameraden mit und ohne Portépée zu kümmern, soweit sie nicht in Rio in Garnison liegen. In Rio Grande do Sul scheint die Unhaltbarkeit der Zustände den höchsten Grad erreicht zu haben. Aus Cruz Alta werden nämlich Massendesertionen gemeldet. Ein Trupp von 13 Deserteuren, der wieder eingefangen wurde, erklärte beim Verhör, daß die Soldaten die schlechte Behandlung nicht mehr ertragen konnten und daß sie nicht mehr wissen, wie sie ihr Leben fristen sollen, da ihnen ihr Sold nicht ausgezahlt wird und die Kaufleute ihnen keinen Kredit mehr gewähren. Andere Trupps von Deserteuren sollen auf dem Wege nach Santa Maria sein, wo sie dem General Julio Barbosa ihre Lage vorzustellen gedenken. Wer das meldet, das ist kein Oppositionsblatt, sondern die der Regierung ergebene und von ihr abhängige Telegraphenagentur Agencia Americana, die eher geneigt ist, zu vertuschen, als dick aufzutragen. Wo hin soll das führen?

Eine aufregende Szene spielte sich vorgestern Naehmittag um 1 Uhr auf der Dampffähre „Visconde do Moraes" der Companhia Cantareira während der Fahrt von Rio nach Nietheroy ab. Als die Fähre in die Nähe der Kriegsschiffe kam, ertönte ein Schuß, und im selben Augenblick stürzte ein Körper ins Wasser. Der Führer der Fähre avisierte das Motorboot Nr. 12 des Marinearsenals, das sich zufällig in der Nähe befand und dem es mit leichter Mühe gelang, den Körper aufzufischen. Es handelte sich um einen anständig gekleideten Mann weißer Hautfarbe, der Selbstmord beging, indem er im Klosett der Fähre sich aufs Fenster setzte und sich eine Kugel in den Kopf schoß. Der Tod trat auf der Stelle ein und die Leiche stürzte ins Wasser. Die Identität des Toten war zunächst nicht festzustellen, denn außer drei Milreis in Silber und einer Rückfahrkarte nach Deodoro fand man nichts bei ihm. Die Leiche wurde nach der Leichenhalle der Polizei geschafft, wo abends ein Bewohner von Anchieta erschien und in dem Toten seinen Bruder Manuel de Souza Vieira erkannte. Ueber den Grund des Selbstmordes vermochte er nichts anzugeben, doch ist anzunehmen, daß hochgradige Schwindsucht Manuel in den Tod getrieben hat.

Das alte Lied. Der Oberst Rondon sandte dem Landwirtschaftsminister ein langes Telegramm, in dem er mitteilt, daß er die Arikmes, einen Indianerstamm in Amazonas, besuchte. Dieser Stamm ist durch Krankheiten, die ihm die Gummisammler brachten, namentlich Geschlechtskrankheiten, dezimiert. Die Gummisammler sind in das Gebiet des Stammes eingedrungen, haben die Mädchen vergewaltigt, einen Mann getötet, die Pflanzungen verwüstet und ein Dorf angezündet. Die Direktion der Madeira-Mamoré-Bahn, besonders der leitende Ingenieur Dr. Keiserling, wacht streng darüber, daß den in ihrem Gebiet lebenden Indianern kein Leid geschieht und hat auch dem erwähnten Stamme eine Zuflucht angeboten. Nach dem Telegramm des Obersten Rondon sind die schuldigen Gummisammler Peruaner. Das mag wohl zutreffen, aber unsere eigenen Seringueiros machen es auch nicht besser.

Eine feine Familie. Libania Carmo Mendes da Silva übte lange Zeit das horizontale Gewerbe aus und ging, als sie älter wurde, in die ebenso notwendige wie unangenehme Klasse der Bordellwirtinnen über. Sie soll sich besonders als Inhaberin

eines Absteigequartiers im Becco do Bom Jesus hervorgetan haben. Im Jahre 1900 begann sie, das Bedürfnis nach einem „häuslichen Herd" zu fühlen und suchte einen Mann, der weniger auf ihre Vergangenheit und ihr Gewerbe, als auf ihre Ersparnisse und ihren gesicherten Lebensunterhalt Rücksicht nahm. Sie fand den Gewünschten auch in der schönen Stadt Porto in der Person eines gewissen Frederico Albino Pereira, und bald konnte sie sich Libania Carmo Mendes Pereira nennen. Frederico Albino erwies sich als tüchtiger Helfer in der Verwaltung ihres „Geschäfts" und gewann in solchem Maße ihre Zufriedenheit, daß sie ihm behilflich war, in der Rua Marechal Floriano Peixoto ein Grammophongeschäft unter dem Namen Casa Operaria zu eröffnen. Um die Kundschaft anzulocken, stellte Frederico Albino seine Stieftochter Myosotis, ein hübsches Mädchen von 17 Jahren, als Verkäuferin an. Bald jedoch stellte sich heraus, daß der Angelockte nicht die Kundschaft, sondern er selber war. Die alternde Dame Libania hatte bald heraus, daß ihr Ehegemahl seiner Stieftochter nachstellte und machte den beiden mehr als einmal böse Szenen. Der Erfolg blieb jedoch aus, denn Myosotis fand an dem Stiefvater Gefallen. Eines Tages machten die beiden nach Geschäftsschluß eine „Spazierfahrt", von der sie recht spät nach Hause kamen. Wiederum eine Szene. Als sich die Spazierfahrt trotzdem am nächsten Tage wiederholte, ging Libania zur Polizei und erstattete Anzeige. Myosotis wurde vorgeladen und vom Amtsarzte untersucht. Sie und ihr Freund waren jedoch so schlau gewesen, wie sehr viele Pärchen „ohne ernstliche Absichten" in Rio sein sollen, und waren nicht bis zum Aeußersten gegangen. Infolgedessen konnte der Arzt nur feststellen, daß Myosotis zwar offenbar geschlechtlichen Verkehr gehabt, aber nicht die äußeren Ehrenzeichen der Jungfräulichkeit eingebüßt habe. Mit der Kriminalklage war es also nichts. Libania aber fühlte sich in ihren sittlichen Gefühlen so gekränkt, daß sie ein Trennungsverfahren gegen ihren Mann einleitete. Dieser hinwiederum antwortete mit einer Anzeige gegen seine Frau wegen Kuppelei. Und die arme Myosotis endlich wurde in ein Asyl gesperrt. So endigte das Zusammenleben dieser feinen Familie.

Die Eifersucht hat auf dem berüchtigten Morro da Favella wieder einmal zum Blutvergießen geführt. Im Hause Rua Boa Vista 34 lebten Theotoni Coimbra da Fonseca und Manuel Peres in bestem Einvernehmen zusammen, bis das ewig Weibliche erschien, das beiden gefiel und dem anderseits auch sie beide gefielen. Da die treue Kameradschaft und teilweise Gütergemeinschaft von Fonseca und Peres sich nicht auch auf das Weib auszudehnen vermochten, so entstand eine hitzige Nebenbuhlerschaft mit all den Peripetien und Katastrophen, die in südlichen Ländern bei solchem Anlaß üblich sind. Peres, der auch im Schlafe das Rasiermesser bei sich zu haben pflegt — natürlich nicht zum Rasieren, sondern als Waffe —, brachte vorgestern seinem Freunde außer Dienst zwei tiefe Schnitte in den rechten Oberarm bei. Auf die Hilferufe des Ueberfallenen eilten Nachbarn hinzu, die Peres der Polizei und Fonseca der Unfallstation einhändigten. Peres wanderte ins Gefängnis, Fonseca ins Krankenhaus.

Vom 1400 Contos-Prozeß. Vorgestern ging das Gerücht um, daß Emilia Barbati de Souza, die mitangeklagte zweite Frau des Bigamen Pedro de Souza, im Gefängnis einen Selbstmordversuch gemacht habe. In Wirklichkeit handelte es sich jedoch um einen schweren Ohnmachtsanfall, den der Gefängnisarzt als Vorboten einer drohenden Gehirnkongestion ansah. Emilia Barbati hat nicht nur ihr elf Monate altes Kindchen bei sich, sondern ist obendrein auch schwanger, so daß ihr die Haft begreiflicher Weise besondere Beschwerden verursacht. Da sie den Wechsel über das Geld, das sie im Auftrage ihres Mannes bei der Brasilianischen Bank für Deutschland deponiert hatte, dem Gericht übergeben hat und da sie sicherlich — sie ist minderjährig und hatte vor ihrem Manne große Angst — zu der Hehlerschaft gekommen ist, wie Pilatus ins Credo, so sollte der Untersuchungsrichter sie vorläufig auf freien Fuß setzen. Fluchtverdacht liegt ja ohnehin nicht vor.

Bevölkerungsbewegung. In der Woche vom 16. bis 22. März verstarben im Bundesdistrikt 355 Personen, 296 Inländer, 58 Ausländer und ein Individuum unbekannter Nationalität. Unter den Verstorbenen befanden sich 149 Kinder unter 5 Jahren. Diese Kindersterblichkeit ist ebenso erschreckend wie die Verheerung, die die Tuberkulose anrichtet. Sie forderte nämlich 71 Opfer. Obwohl wir das Gelbe Fieber los sind, sind wir doch von guten hygienischen Verhältnissen noch weit entfernt, solange wir mit solchen Zahlen für Kindersterblichkeit und Tuberkulose aufwarten. Die Zahl der Geburten in der Berichtswoche belief sich auf 422. Dieser Ueberschuß von 67 Geburten über die Todesfälle ist immerhin noch ein Trost. Eheschließungen wurden 76 vorgenommen.

Die Lotterielose. Vor der Lotterieagentur von Labanca & Co. in der Rua da America ereignete sich vorgestern Abend ein Mord. Ein gewisser Emilio Lopes, der dem genannten Lotteriegeschäft gewissermaßen als Wächter dient, um die Straßenverkäufer von Lotterielosen aus der Nähe zu entfernen, hatte seit längerer Zeit mit dem 17jährigen Losverkäufer Octavio Streitigkeiten, weil dieser sich seine Bewegungsfreiheit nicht beschränken lassen wollte. Vorgestern Abend nun wollte Lopes dem Octavio wiederum jenen Straßenteil verbieten, und als der Bursche sich nicht fügte, zog er sein Messer und ging auf Octavio los. Dieser aber war schneller und jagte dem Gegner eine Revolverkugel in die Brust. Lopes starb wenige Minuten später auf der Unfallstation. Octavio gelang es, sich der Verhaftung durch die Flucht zu entziehen. Da der Tote Vertrauensmann des Kohlenlader-Vereins war, so beteiligten sich an seinem Begräbnis mehr Personen, als sonst bei diesen Anlässen üblich zu sein pflegt. Der Sarg war mit der Fahne des genannten Arbeitervereins bedeckt.

Landesprodukte.

S. Paulo. Grosshandelspreise vom 2. April 1913.

Zucker, mascavo	per Sack von	60 kg	15$000 —	16$ 00
„ Krystall	„	„ 60 „	31$000 —	32$000
„ Gries	„	„ 60 „	23$0 0 —	24$000
Schnaps	„ Liter		$300 —	$380
Erdnüsse	„ 100 Liter		8$000 —	9$000
Reis, Agulha 1. Qual.	pr. Sack v.	58 kg	29$0 0 —	30$000
„ 2. „	„		24$000 —	26$000
„ Catete 1. „	„		21$000 —	23$000
„ 2. „	„		18$000 —	20$000
„ Quirera	„		5$000 —	10$000
„ Iguape	„		29$000 —	30$000
Spiritus von 36 Grad	„ Liter		$600 —	$800
„ Primaware	„ „		$800 —	1$000
Knoblauch	„ Hundert		$600 —	1$000
Kleehen (Alfafa) Pr. d. St.	„ kg		$250 —	$300
Mangabeira-Kautschuk	„ Arroba		35$000 -	45$000
Kartoffeln, vorige Ernte	„ Sack		11$000 —	12$000
„ neue prima	„ „		2$000 —	12$500
Schweinefleisch, gesalzen	„ Arroba		16$000 —	17$000
Baumwollkerne	„ „		— —	$900
Wachs	„ kg		— —	1$800
Bohnen, neue	„ 100 Liter		18$000 —	20$000
„ vorige Ernte	„ 100 „		12$000 —	14$000
Mandiokamehl (Far. d. m.)	„ Sack		13$000 —	14.000
Maismehl	„ „		8$000 —	9$000
Mais, gelber	„ 100 lt		8$500 —	9$000
„ weisser	„ 100 lt		10$500 —	10$700
„ Catete	„ 100 lt		8$000 —	9$000

Gegen die Teuerung.

Die paulistaner „Liga de Resistencia contra os Monopolios" hat an den Staatspräsidenten, Herrn Dr. Rodrigues Alves, eine ausführliche Eingabe gerichtet, in der sie ihn um Maßregeln zur Linderung der unbestritten vorhandenen Not bittet. Wir haben von dieser Eingabe, wie bekannt, sehr viel erwartet. Nachdem sie aber ausgearbeitet worden ist, hat sie uns nicht befriedigt. Sie ist ausführlich, sie berührt fast alles, die hohen Preise der einzelnen Lebensmittel, die Mieten etc., aber in der Angabe der gegen die Teuerung anzuwendenden Mittel ist sie entschieden zu schwach. Auch hätte man lieber gesehen, wenn die Verfasser der Eingabe bei der Schilderung der gegenwärtigen Lage weniger Worte und mehr Zahlen gebraucht hätten. Der beste Nachweis ist der zahlenmäßige. Die Verfasser der Eingabe hätten deshalb eine Tabelle zusammenstellen sollen, was die Arbeiterschaft verdient und was sie bei den gegenwärtigen Preisen ausgegeben hat. Das hätte jedenfalls besser gewirkt als der alte und von jedem Menschen auswendig gekannte Satz: „Diese Individuen bereichern sich in kurzer Zeit auf Kosten des Schweißes der armen Leute, die sie als einfache Arbeitsmaschinen betrachten." Ueber die Wahrheit dieses Satzes wollen wir nicht streiten, aber wir glauben, daß er nicht in die Eingabe gehört, denn der Mann, an den sie gerichtet ist, wird ihn schon hundert- und tausendmal gelesen haben, so daß er ihm in der Bittschrift nicht mehr begegnen mußte, um ihn kennen zu lernen. Leider hat die Eingabe über den Fleischtrust nichts bestimmtes gesagt, obwohl es die Pflicht der „Liga" gewesen wäre, hier mit positiven Angaben und mit Zahlen aufzuwarten. Es ist von anderer Seite bereits festgestellt worden, daß einige Herren, die über große Geldmittel verfügen, große Herden Rinder aufgekauft haben und sie in den Invernadas stehen lassen, dadurch auf recht yankeeische Art die Preise in die Höhe treibend. Es ist ferner auch festgestellt worden, daß die Auftreiber, die in Matto Grosso Rinder kaufen, diese an Ort und Stelle für 35 Milreis bekommen, aber nicht billiger als für 100 bis 115 Milreis verkaufen, obwohl die Kosten des Auftriebs, Reiseauslagen, Verluste etc. das Stück Rind um nicht mehr als 15 Milreis verteuern. Da nun die „Liga" sich die Aufgabe stellte, die Regierung über den wahren Stand der Dinge aufzuklären, so hätte sie Nachforschungen anstellen sollen, um sagen zu können, dort und dort sind Tausende von Rindern zusammengetrieben, dort und dort werden sie von dem und dem zu Spekulationszwecken festgehalten. Anstatt klare Angaben zu machen, sagt die „Liga": „Wir sind zwar Laie in Regierungsgeschäften, doch will uns bedünken, daß ein Syndikat besteht, das die Fleischpreise macht und sich aus den beschränkten Mitteln der Armut bereichert." Das ist zu ängstlich ausgedrückt. Der harte Ausdruck, daß das Syndikat sich auf Kosten der Armut bereichert, hilft uns nicht darüber hinweg, daß die Liga über dasselbe nichts gesagt hat. Ein solches Syndikat besteht; die Fleischpreise entsprechen nicht der Lage des Marktes, sie werden auf die obenbezeichnete Art gemacht, und deshalb war es nicht notwendig, zu vermuten, sondern man mußte offen und ehrlich sagen, wie es mit der Sache steht. — Dasselbe gilt auch von den Ausführungen der Liga über den Zuckertrust. Aus Pernambuco selbst wird gemeldet, daß die Zuckerproduzenten sehr wenig verdienen, denn die Handelsleute, die dem Konsumenten die Preise diktieren, tun dasselbe auch mit den Produzenten: die Herren des Trusts stecken große Gewinne ein, ohne daß sie daran dächten, die Produzenten besser zu bezahlen. Diese Meldung aus Recife war zu prüfen und der Nachweis zu führen, daß der Handel dank seiner trustartigen Organisation sich auf verwerfliche Weise bereichert. Mit der Behauptung allein, daß es so und so sei, ist der Regierung wenig gedient. Der zahlenmäßige Nachweis, daß nicht die Produzenten, sondern die organisierten Zwischenhändler die Preise bestimmen, wäre ferner aus dem Grunde willkommen gewesen, weil man mit ihm der Bevölkerung gezeigt hätte, daß die Bewegung gegen die Teuerung, sich nicht gegen die Produzenten richtet, nicht gegen die Plantagenbesitzer und nicht gegen ihre Arbeiter, sondern gegen einen Stand, der die durch die Zollpolitik geschaffene Lage dazu benutzt, die Preise eines wichtigen Lebensmittels in die Höhe zu treiben. Wir wissen aus einer Privatquelle, daß im nördlichen Santa Catharina, das ja auch Zucker für den Export produziert, brauner Zucker einen Preis von 2$ bis 2$400 pro Arroba (15 Kilogramm) erzielt. Wollen wir nun annehmen, daß die Kosten der Reinigung und des Transportes hundert Prozent ausmachen, so sollte der Handel doch immerhin in der Lage sein, das Produkt zu 6 bis 7 Milreis pro Arroba zu verkaufen, er nimmt aber das Doppelte.

Die Eingabe ist schwach in ihren Vorschlägen. Sie verlangt zuerst, daß die Regierung, um die Produktion zu fördern, Qualitäts- und Quantitätspreise aussetzt. Das ist nicht viel. Hier tun schnelle Mittel not und diese lassen sich nur dann anwenden, wenn die Staatsregierung mit der Bundesregierung zusammen arbeitet. Man hätte daher diese Zusammenarbeit vorschlagen und praktische Winke geben sollen, worin sie zu bestehen hat. Ferner schlägt die Liga die Besteuerung der Schankwirtschaften und der Kinematographen vor, denn diese seien hauptsächlich die Quelle der Korruption. Ueber diese Behauptung wollen wir nicht streiten, aber es dünkt uns, daß der Ertrag einer solchen Steuer nicht so groß wäre, daß man mit ihm etwas erreichen könnte. Es ist eine bekannte Tatsache, daß bei einer sehr hohen Besteuerung die betreffenden Etablissements noch weniger am Steuerertrag abwerfen als bei einer mittelmäßigen, denn sie können ja geschlossen werden. Man kann also wohl erreichen, daß die arme Bevölkerung durch die Besteuerung der Trinklokale und der Kinematographen zu einer größeren Sparsamkeit angehalten wird, aber von der Steuer ist kein Ertrag zu versprechen, den man, wie die Liga sich ausdrückt, dazu verwenden könnte, den Landwirten die Quantitäts- und Qualitätspreise zu zahlen. Würden diese Lokale auch nicht geschlossen werden, so müßten sie doch, um die Steuern bezahlen zu können, das Geld zuerst von der Bevölkerung beziehen, und so würde sie die genannten Prämien doch schließlich selbst aufbringen müssen. Der Vorschlag kann demnach unserer Ansicht nach nur als ein Rat, die Bevölkerung zur Sparsamkeit zu zwingen, angesehen werden, da aber bei einer allgemeinen Armut die Sparsamkeit nichts hilft, denn wo nichts ist, dort kann auch nichts erspart werden, so erscheint uns der Vorschlag in der Eingabe als überflüßig.

Glücklicher ist die Liga mit ihren Vorschlägen betreffend die Wohnungsnot. Die Eingabe verlangt die Anlegung mehrerer Arbeiterviertel durch die Staatsregierung, weil die Munizipalität hierin nicht helfen wolle. Der der Stadtverwaltung ausgesprochene Vorwurf ist voll und ganz berechtigt. Auf die Präfektur kann sich die Bevölkerung ebenso wenig verlassen, wie auf die Munizipalkammer, denn die sind alle beide von der Verschönerungsmanie

ergriffen und wirtschaften darauf los, als ob die Verwaltungskunst darin bestände, möglichst viel Geld zu verpulvern und möglichst wenig zu leisten. Die Liga sagt harte Worte über gewisse Herrschaften, die die öffentlichen Arbeiten ausbeuten und gibt der Regierung den Rat, sich von diesen Haien zu befreien, die sie umschwärmen. Dieser Rat ist angebracht, denn die gedachten Herren sind diejenigen, die aus der Stadtverschönerung, die in mancher Hinsicht schon eine Verschandelung genannt zu werden verdient, einen großen Nutzen ziehen und die deshalb immer wieder neue Verschönerungspläne ersinnen, von welchen der eine unsinniger ist als der andere. Soll die Wohnungsnot gelindert werden, dann muß die Staatsregierung die Angelegenheit in die Hand nehmen, weil die Munizipalität dazu nicht imstande ist.

Wir hätten es gern gesehen, wenn die Eingabe der Liga gründlicher gewesen wäre, sie ist aber immerhin unvergleichlich besser als die Proteste der Meetings und sie wird, da bei der Staatsregierung Entgegenkommen vorausgesetzt werden muß, jedenfalls doch etwas nützen.

Die Katastrophen in Nordamerika

Sturm, Hochwasser, Kälte und Feuer haben in der letzten Woche in verschiedenen Staaten Nordamerikas furchtbare Verheerungen angerichtet. Die große Zahl der Opfer und die angerichteten ungeheuren Materialschaden lassen diese Katastrophe als eine der größten und folgenschwersten der letzten Zeit erscheinen. Es heißt, daß in den Staaten Ohio und Indiana allein etwa dreitausend Personen ihr Obdach verloren haben. Dabei ist die Kälte geradezu furchtbar und es ist schwer, den vom Wasser Abgeschnittenen eine schnelle Hilfe zu bringen. Die Eisenbahnen sind nicht imstande, die Bedrohten zu retten, weil die herumschwimmenden Balken, die eingestürzten Wände und die Dämme das Fahren auf dem überschwemmten Gebiet sehr erschweren. Am schlimmsten sieht es in Dayton und Columbus aus, wo die Hälfte der Bevölkerung ihre Häuser verloren haben und der furchtbaren Kälte und anderen Einflüssen des besonders rauhen Klimas ausgesetzt sind. In Lewiston und in Cincinnatti sieht es nicht viel besser aus. Auch die Staaten von Pensylvanien sowie Nord- und Süd-Virginien sind überschwemmt und die Eisenbahnen zerstört. Es herrscht furchtbare für diese Jahreszeit unnatürliche Kälte, so daß ein ganz gewaltiger Teil der Vereinigten Staaten in einen See verwandelt ist. — In den meisten Städten ist, was bei den vielen Häusereinstürzen nicht wunder genommen werden kann, Feuer ausgebrochen, das, von dem Sturme gepeitscht, schnell um sich gegriffen und ganze Häusergevierte zerstört hat. Das Unglück ist also komplett, alle Elemente haben sich dazu verschworen, die Menschen und ihre Werke zu vernichten und die Folgen, die diese Katastrophe nach sich ziehen wird, sind noch gar nicht abzusehen.

Noch schlimmer als in den Städten, sieht es auf dem flachen Lande aus. Die Dörfer sind davon geschwemmt, die Felder sind zerstört, die Viehstände sowie die Wintersaaten sind verloren. Wieviel Menschen da umgekommen sind, ist nicht zu berechnen, aber gering kann ihre Zahl nicht sein, denn die Ueberschwemmung kam unerwartet und die kolossale Ausdehnung, die sie nahm, erschwerte die Flucht. Dazu kam noch die Kälte und der furchtbare Sturm, sodaß man auch auf den Anhöhen noch nicht sicher war.

Die Rettungsarbeiten gehen, obwohl alles Menschenmögliche getan wird, aus den obenbezeichneten Gründen langsam voran: die Rettung kommt gewöhnlich zu spät: die Motorboote finden nur Leichen oder halberfrorene Leute, die nicht mehr zu retten sind. Die Katastrophe wurde dadurch besonders beschleunigt, daß, als die Flüsse infolge der wolkenbruchartigen Regengüsse zu steigen begannen, die meisten Stauwerke brachen. Es ist nicht das erste mal, daß in Nordamerika die Wehrmauern brechen. Vor etwa einem Jahr wurde das Mississippi-Tal von einem solchen Unglück heimgesucht und die gegenwärtige Katastrophe ist nur eine Wiederholung der vorjährigen — nur in größerem Maßstabe.

Die größten Schrecken sind jetzt vorüber. Das Wasser fällt, die Kälte hat nachgelassen und die Stürme haben aufgehört. Trotzalledem befinden sich die Bewohner des Uebersehwemmungsgebietes in einer verzweifelten Lage. Sie verfügen über keine Lebensmittel, der Weg zur Flucht ist ihnen abgeschnitten, weil alles rings um sie zerstört ist und die Retter kommen nicht an sie heran, weil sie mit denselben großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Die Regierung hat nun wohl ganze Regimenter Soldaten aufgeboten und der Kriegsminister hat selbst die Leitung der Rettungsarbeiten übernommen, aber das abzusuchende Gebiet ist so ungeheuer groß, daß die tausende von Rettern noch viel zu wenig sind im Vergleich zu der Summe der Not. — In den Städten ist für die dem Tode Entronnenen eine Sammlung eröffnet worden, die, wie es in den Vereinigten Staaten nicht anders zu erwarten ist, in wenigen Tagen mehrere Millionen ergeben wird. Damit wird die Not aber nicht beseitigt sein, denn der Schaden ist nicht mehr zu ersetzen.

Aus aller Welt.

Ein schwerer Unfall ereignete sich auf dem Grunewaldsee in der Nähe von Paulsborn. 21 Personen brachen dort auf dem Eise ein, wurden aber gerettet. Einige gerieten in wirkliche Lebensgefahr. Der zwölfjährige Sohn des Kriminalwachtmeisters Pluta war mit mehreren Mitschülern unter der Führung eines Lehrers nach dem See gefahren und hatte mit Mutter und Schwester verabredet, daß sie sich in Paulsborn treffen wollten. Die beiden Damen begaben sich selbst auf das Eis, als das letztere nachgab. Die Mutter verschwand alsbald in den Fluten, die Tochter sprang ihr nach. Inzwischen kamen zahlreiche Schüler der Unfallstelle nahe, unter ihnen auch der erwartete Knabe. Als dieser Mutter und Schwester in Lebensgefahr sah, sprang er ins Wasser, ohne jedoch helfen zu können. Ein Referendar und ein Assessor brachen, als sie versuchten, zu Hilfe zu kommen, ebenfalls ein. Schließlich lagen 21 Personen, meist Schüler und junge Leute, im Wasser. Geheimrat Professor Kirchner gehörte zu denen, die sich um die Verunglückten bemühten, die schließlich sämtlich auf festes Eis und an Land gebracht wurden. Die Mutter des Knaben trug einen so schweren Nervenchok davon, daß sie ins Krankenhaus gebracht werden mußte. Die anderen Eingebrochenen erholten sich sämtlich verhältnismäßig rasch.

Eine Dynamitfabrik in die Luft geflogen. Die Fabrik für Zündstoffe Nobel und Arden in Glasgow (England) ist in die Luft geflogen. Mehrere in der Nähe befindliche Gebäude sind hierbei eingestürzt. Bis jetzt hat man erst 6 Tote aufgefunden, indeß die Zahl der Verletzten sich auf hunderte beläuft. In der nächstgelegenen Stadt Irvine

wirkte das Ereignis wie ein Erdbeben; der Boden schwankte, und die Leute fielen auf der Straße um. Eine Menge von Häusern hat schwere Beschädigungen erlitten. Ueber die Ursachen des Unglücks ist noch nichts bekannt geworden.

Deutschlands Stellung am Kongo. Der Zeitpunkt für eine endgültige Lösung der Afrikaprobleme scheint nahegerückt. Die englische Regierung beabsichtigt, wie die „B. Z. am Mittag" erfährt, eine internationale Afrikakonferenz einzuberufen, die dem Zweck dienen soll, eine vernunftgemäße Regelung möglichst aller großen Kolonialfragen auf afrikanischem Boden anzustreben. Wie ein in Berlin weilender bekannter englischer Parlamentarier und großzügiger Unternehmer im engeren Kreise der „B. Z." mitteilte, beabsichtigt Sir Edward Grey in Verbindung mit der bevorstehenden englischen Anerkennung des Kongo-Regimes und vorbehaltlich des bis dahin beigelegten Kriegszustandes auf der Balkanhalbinsel, zum April oder Mai Einladungen zur Beschickung einer derartigen Konferenz ergehen zu lassen. Als Ort der Tagung ist vorläufig der Haag in Aussicht genommen, und die englische liberale Regierung rechnet bestimmt auf die Teilnahme aller in Afrika interessierten Kolonialmächte, also Belgiens, Frankreichs, Deutschlands, Italiens, Portugals und Spaniens. Das Einverständnis Frankreichs mit der Konferenzidee ist gesichert, desgleichen sollen Belgien und Portugal unter gewissen Kautelen dafür gewonnen sein. Der Gewährsmann der „B. Z." glaubt, daß man schon heute auch an Berliner maßgebender Stelle der englischen Anregung, sobald sie erst offiziell ergangen ist, ernste Beachtung schenkt. Der erwähnte englische Parlamentarier hat bei seiner Anwesenheit in Berlin Gelegenheit gehabt, dem Kaiser verschiedene von diesem gewünschte Unterlagen zu übermitteln, die sich auf das anglo-portugiesische Einvernehmen über die afrikanischen Kolonien Portugals beziehen. Uebrigens soll auch der deutsche Botschafter in London mehrfach in günstigem Sinne über die Geneigtheit der britischen Regierung, eine baldige Liquidation der wichtigsten afrikanischen Kolonialfragen einzuleiten, nach Berlin berichtet haben.

Vaterlandsverrat eines rumänischen Artilleriehauptmanns. Im ganzen Lande erregt die Verhaftung des Artilleriehauptmanns Rodrigo Golyescu wegen versuchten Vaterlandsverrats Aufsehen. Golyescu soll von einer fremden Macht bestochen worden sein, sich Pläne aus dem rumänischen Generalstab zu verschaffen, um sie dem Vertreter der betreffenden Macht zu übergeben. Golyescu war der Militärbehörde schon seit langem verdächtig erschienen und wurde am 15. v. M. verhaftet. Er soll gerade im Begriff gewesen sein, Kopien von Dokumenten dem Vertreter der nicht genannten Macht zu übergeben. Angeblich soll es sich um den Mobilisierungsplan der rumänischen Armee gehandelt haben. Golyescu stammt aus einer polnischen Familie und war der rumänischen Oeffentlichkeit durch seine Erfindungen auf dem Gebiete der Aviatik bekannt. Zur Vervollständigung seiner Erfindungen erhielt er vom Kriegsminister 80.000 Lei und außerdem aus der Privatschatulle des Königs noch eine namhafte Summe, die er jedoch für seine eigenen Zwecke verwendete. Es verlautet, daß Golyescu mehrere Mitwisser hatte. Man macht sich daher auf sensationelle Verhaftungen gefaßt.

Entführte Mädchen. Am Fastnachtsdienstag lernten die 20- bezw. 17jährigen Töchter eines Kaufmanns in Frankfurt a. M. einen angeblichen französischen Fabrikbesitzerssohn kennen, mit dem sie in nähere Beziehungen traten. Der junge Mann erzählte, daß seine Eltern in Paris eine Fabrik hätten, daß er die eine der Schwestern heiraten, die andere in der Fabrik anstellen wolle. Gegen den Willen der Eltern fuhren die Mädchen mit dem Unbekannten nach Paris und sind seitdem spurlos verschwunden. Wie sich herausgestellt hat, ist der Fremde ein völlig mittelloser Jude aus Russisch-Polen.

Eine Erhebung der Araber gegen die Engländer. Wie vom 12. Februar aus Sana gemeldet wird, haben sich die Araber in Kotaba an der Grenze des englischen Aden-Gebietes erhoben und den Vizegouverneur getötet. Mehrere Beamte wurden verwundet. Der Aufstand wird auf die Errichtung von Zollstationen längs der Grenze zurückgeführt.

Radioaktive Quellen im Sächsischen Erzgebirge. An der Grenze von Oberschlema und Schneeberg sind auf Oberschlemaer Gebiet stark radioaktive Quellen angebohrt worden, darunter eine, die in 24 Stunden 330 Liter mit einer Radioaktivität von 4015 Macheeinheiten liefert und das am stärksten radioaktive Wasser enthält, das bekannt geworden ist. Eine zweite Quelle enthält über 1000, eine dritte rund 450 Macheeinheiten. Die Arbeiten zur Ausnützung dieser Wässer werden, wie das sächsische Finanzministerium auf die Eingabe des Oberschlemaer Gemeinderats mitteilte, voraussichtlich erst im April dieses Jahres beendet werden.

Die Bewegung gegen die Suffragetten. Aus London wird gemeldet: Vor dem Pavillon einer Musikhalle, in der die Anhängerinnen des Frauenstimmrechtes sich jeden Montag versammeln, kam es zu aufregenden Szenen. Die von einer früheren Versammlung ausgeschlossenen männlichen Personen hatten sich vor dem Pavillon eingefunden, hielten die Eingänge dicht besetzt und vereitelten alle Versuche der Frauen, Einlaß zu erlangen .Der Wache gelang es nicht, die größtenteils aus Studenten bestehende Menge zu zerstreuen. Es kam zu einem regelrechten Handgemenge zwischen den Frauenrechtlerinnen und ihren Gegnern. Unter Hohnrufen wurden die Anschlagszettel der Frauenrechtlerinnen heruntergerissen. Erst als Verstärkungen eingetroffen waren, gelang es der Schutzmannschaft, die Straßen zu säubern.

Folgen des Unwetters in Buenos Aires. Wie jetzt bekannt wird, hat der fürchterliche Sturm nicht weniger als 15 Menschenleben gekostet. Die Kirche von Pereira, sowie das bakteriologische Institut haben besonders schweren Schaden erlitten, indem Teile dieser Gebäude einstürzten. Die Zahl der eingestürzten Kamine ist außerordentlich groß. In der Vorstadt Flores wurden 20 Zinkblechhäuser umgeweht. Viele Leute, die sich auf der Straße befanden, wurden durch die Gewalt des Sturmes umgeworfen. Ein Automobil ist in den Maldonadofluß gestürzt. Einige Stadtviertel haben schweren Wasserschaden erlitten. Während des Sturmes brach um Mitternacht in einem Holzlager in der Calle Barrancas Feuer aus, durch welches mehrere Häuser eingeäschert wurden. In der Provinz sind zahlreiche telegraphische Leitungen zerstört. Das Barometer steht noch sehr tief, und man befürchtet, da ßneues steht noch sehr tief, und man befürchtet, daß neues Unwetter bevorsteht.

Einen grausigen Fund machten in Hamburg die Bewohner des Hauses Martastraße 54. Man fand dort in einem Koffer die Leiche eines jungen Mädchens. Der Portier des Hauses sah im Treppenhaus einen Koffer stehen und teilte dies einem im selben Hause wohnenden Gastwirt mit, der davon wieder einem Polizeibeamten Mitteilung machte. Dieser schloß den Koffer auf, und nun sah man die

Leiche eines Mädchens von 20 bis 25 Jahren auf dem Rücken liegend. Die Beine waren hochgezogen, der Kopf zur Seite geneigt. Der Leichnam muß noch warm gewesen sein, als er in den Koffer gepackt wurde. Zu Füßen der Leiche lag eine Pluderhose, ein Muff, ein Jacket und ein Notizbuch. Die Ermordete ist die 21jährige Verkäuferin Marta Pickel; an derselben dürfte ein Eingriff gegen das keimende Leben vorgenommen sein.

Kostbare Stücke. In der Werkstätte der Uhrenfabrik Ferreiro in Genf sind kürzlich zwei Uehrchen verfertigt worden, deren Gehäuse eine ausgehöhlte echte Perle ist. Das Werk des kleineren dieser Kunstwerke mißt 11 Millimerter im Durchmesser und ist aufs genaueste reguliert. Die Uehrchen kommen auf 25.000 bis 35.000 Franken zu stehen. Sie bilden das Gegenstück zu der für einen indischen Nabob hergestellten Riesentaschenuhr, die auf der letzten Pariser Weltausstellung zu sehen war, und die einen Durchmesser von 92 Millimetern hatte. Auch diese hatte 35.000 Franken gekostet.

Schütte-Lanzsche Luftschiffbau-Gesellschaft. Wie aus Mannheim gemeldet wird, ist der Weiterbetrieb der Schütte-Lanzschen Luftschiffbau-Gesellschaft nunmehr gesichert, nachdem die Leiter des Unternehmens kürzlich die Absicht erklärt hatten, die Fabrikation einzustellen, weil es an Aufträgen mangele und ein Bedürfnis in Deutschland anscheinend für ihren Typ nicht vorliege, trotzdem er sich bei allen Proben vorzüglich bewährt habe. Seitens der deutschen Heeresverwaltung und Marine sind jedoch die Leistungen des Systems Schütte-Lanz inzwischen vollauf gewürdigt worden und die Folge davon war die Erteilung zahlreicher Aufträge zur baldigen und späteren Lieferung von Luftschiffen. Daraufhin hat sich die Gesellschaft entschlossen, ihre Tätigkeit nicht einzustellen, und hat überdies noch auf die Ausnützung ihrer Auslandpatente verzichtet.

Das französische Kriegsministerium hat ein gepanzertes Flugzeug. die Erfindung eines Artilleriehauptmanns, der ein in Frankreich bekannter aviatischer Konstrukteur ist. für militärische Zwecke angenommen. Der Aeroplan ist ein großer zweisitziger Zweidecker aus Metall, bei welchem mehrere Zementstahlplatten sowohl den Motor als auch den Piloten und den Beobachter gegen feindliche Geschosse beschützen. Diese Panzerplatten sollen so widerstandsfähig sein, daß sie eine gefahrlose Annäherung des Aeroplans sogar auf weniger als 50 Meter an einen mit Schnellfeuergeschützen armierten Lenkballon gestatten. Das Gewicht des ganzen Flugzeuges soll verhältnismäßig nicht viel größer als jenes der gewöhnlichen Aeroplane sein. Der erste Aeroplan dieser Type soll bis zu den Herbstmanövern fertiggestellt werden.

Zum Tode der Kaiserinwitwe von China. In der verbotenen Stadt zu Peking, wohin die Mandschudynastie geflüchtet war, als die Republik proklamiert wurde, ist die Kaiserinwitwe von China gestorben. Die große Kaiserin Tsensi, die ihr vor fünf Jahren im Tode vorausgegangen ist, war weit bedeutender als diese Frau, die Longju hieß und an deren Andenken sich die Erinnerung des Zusammenbruches uralter Herrscherrechte knüpft. Es heißt, daß Longju durch Selbstmord geendet hat; es gibt aber Stimmen, die das nicht glauben, denn man wußte, wie zärtlich sie den kleinen Prinzen liebte, der mit ihr so gut wie in Verbannung war. Das Schönste, was man Longju nachsagen kann, war dieses Beispiel einer Mutter, die nach dem Verlust äußerer Macht nunmehr die Stimme ihres mütterlichen Herzens vernahm. Das kaiserliche Exil in der verbotenen Stadt wird stiller und stiller, und nun ist der kleine Kaiser Hsuantung ganz allein. Ein Kind im zartesten Alter, zu höchster Macht durch seine Geburt bestimmt, zu tiefster Einsamkeit durch die Ereignisse verurteilt.

Preußische Offiziere in der bolivianischen Armee. Die zurzeit im bolivianischen Heeresdienste befindlichen preußischen Offiziere Kundt, Muther, Rinke und v. Rheinbaben haben jetzt nach zweijährigem dortigen Aufenthalt ihren Vertrag mit der bolivianischen Regierung für ein Jahr verlängert, da sie mit der Aufnahme, die sie in Bolivia gefunden haben und mit den Erfolgen sehr zufrieden sind. Ein fünfter Offizier, Hauptmann Goetze, ist aus Familienrücksichten nach beendeter Tätigkeit nach Deutschland zurückgekehrt.

Das älteste Wohnhaus in Deutschland. In dem uralten, allen Rheingaureisenden bekannten Städtchen Winkel, dem „Vincella“ der Römer, befindet sich noch heute das sogenannte „Graue Haus“, die Wohnstätte des berühmten Mainzer Erzbischofs Rabanus Maurus, der dort um das Jahr 850 starb. Auf Anregung Dr. Platths-Wiesbaden, eines der bedeutendsten Kenner der Karolingerzeit, dem auch die Wiederherstellung der alten Palastkapelle Karls des Großen in Nymwegen zu verdanken ist, hat der jetzige Besitzer des „Grauen Hauses“, Graf Matuschka-Greiffenklau, den Bau fachmännisch untersuchen lassen und Ausgrabungen in der ganzen Anlage vornehmen lassen. In einer kürzlich erschienen Broschüre von P. Eichholz weist der Verfasser nach, daß wir es hier unzweifelhaft mit dem ältesten deutschen Wohnhause zu tun haben, das unbedingt dem neunten Jahrhundert zugewiesen werden muß, wie vor allem aus den Umrahmungen der Oeffnungen und einigen schmückenden Beigaben erhellt. Auch daß es sich wirklich um das Wohnhaus des Rabanus Maurus handelt, sucht der Verfasser aus der Anlage und Ausführungsweise des Baues zu schließen und durch Urkunden und Tradition zu belegen. So stellen die Annalen von Fulda unzweifelhaft fest, daß Rabanus Maurus in Winkel einen Hof besessen hat. Die Ortssage aber berichtet über große Hungersnot des Jahres 850, daß Maurus täglich mehr als dreihundert Menschen in Winkel mit Speisen versehen habe, „außer denen, die sich ständig in seiner Umgebung befanden.“

Der Schlüssel von Adrianopel. Wohl nur Wenigen dürfte bekannt sein, daß sich im Berliner Zeughause der Schlüssel zu der Festung Adrianopel befindet, die jetzt wieder drei Monate lang den Bulgaren widerstanden hat und das Hauptstreitobjekt bei den Friedensverhandlungen bildet. Diesen Schlüssel hat Kaiser Nikolaus I. an König Friedrich Wilhelm III. geschenkt, nachdem er im nopels am 29. August 1829 an den russischen Oberrussisch-türkischen Kriege bei der Uebergabe Adriabefehlshaber Diebitsch-Sabalsanski übergeben worden war. Diebitsch war der Sohn eines Adjutanten Friedrichs des Großen, in Schlesien geboren und im preußischen Kadettenkorps erzogen, aus dem er dann 1801 ,da sein Vater inzwischen in russische Dienste getreten war, in das russische Heer trat, um dort eine glänzende Laufbahn zurückzulegen. Der Schlüssel hat die beträchtliche Länge von etwa 35 Zentimetern.

Ein zweifacher Kindesmörder verhaftet. Ein entmenschter Vater, der seine beiden Kinder erstickt und verbrannt hat, wurde von der Berliner Kriminalpolizei in der Person des 22 Jahre alten Schlossers Gerhard Baerwald aus der Urbanstraße 68 verhaftet. Die Braut des Verhafteten, die Mutter der Kinder, eine 22jährige Näherin Else Sehrdöer, wurde gleichfalls verhaftet, jedoch wieder auf freien Fuß gesetzt. Bearwald lernte vor

drei Jahren auf einem Vergnügen die aus Pommern stammende Else Schröder kennen, die in der Sebastianstraße bei einem Kaufmann als Dienstmädchen beschäftigt war. Zwischen beiden entspann sich ein Liebesverhältnis. Der Verkehr des Paares blieb nicht ohne Folgen. Als sich diese zeigten, bezog es am 15. Oktober 1911 eine aus zwei Stuben und Küche bestehende gemeinsame Wohnung in der Urbanstraße 68. Am 25. J[illegible]ar v. J. schenkte das Mädchen einem Kinde das Leben, ohne die Hilfe einer Hebamme in Anspruch zu nehmen. Gleich nach der Geburt nahm Baerwald das kleine Mädchen und erstickte es in einer Decke. Dann steckte er die Leiche in den Kachelofen und verbrannte sie. Am 8. vorigen Monats wurde die Schröder zum zweitenmal Mutter. Sie gebar, wieder ohne Inanspruchnahme einer Hebamme, ein Mädchen. Baerwald erstickte auch dies mal wieder das Kind mit einer Decke und verbrannte dann die kleine Leiche im Kachelofen. Von dieser Geburt war den Hausbewohnern nichts bekannt geworden, da die Schröder ihren Zustand zu verbergen wußte. Vorgestern lief bei der hiesigen Kriminalpolizei ein Schreiben ein, in dem Baerwald mehrerer Diebstähle in einer Metallwarenfabrik, in der er gearbeitet hatte, beschuldigt wurde. Außerdem war in dem Briefe angedeutet, daß er noch ein anderes schweres Verbrechen begangen habe. In dem Verhör kamen dann die Kindesmorde an den Tag. Baerwald gestand die beiden Verbrechen ein. Daraufhin wurde auch seine Braut aus ihrer Wohnung heraus verhaftet. Sie gab an, daß sie von der Beiseiteschaffung der ermordeten Kinder erst später erfahren habe und dann ihren Bräutigam nicht habe anzeigen wollen. Das Mädchen wurde darauf vorläufig auf freien Fuß gesetzt. Im Anschluß an die Vernehmung wurde eine Durchsuchung der Behausung des Paares vorgenommen. Im Kachelofen der Stube, in dem beide Leichen verbrannt worden sind, fand man noch einige Ueberreste des zuletzt geborenen Kindes.

Die Witwe Rudolf Virchows gestorben. In ihrer Wohnung in der Schellingstraße in Berlin ist die Witwe Rudolf Virchows, Frau Rose Virchow, geborene Mayer, im 81. Lebensjahr gestorben. Frau Virchow, die am 29. Februar des vorigen Jahres ihren 80. Geburtstag in vollständiger geistiger und körperlicher Frische unter großer Anteilnahme feiern konnte, erkrankte vor etwa sechs Tagen an Influenza. Das Befinden der Patientin verschlimmerte sich derart, daß der Tod bald eintrat. Frau Virchow, die 47 Jahre mit dem großen Gelehrten verheiratet war, hinterläßt drei Töchter und zwei Söhne. Einer ihrer Söhne ist derr bekannte Universitätsprofessor Dr. Hans Virchow.

Essen als Halbmillionenstadt. Nachdem der Gemeinderat von Borbeck die Eingemeindung in Essen beschlossen hat, steht die Eingemeindung Borbecks unmittelbar bevor. Essen erhält dadurch einen Personenzuwachs von 73.000 Seelen und einen Gebietszuwachs von 3800 Hektar und dazu den wichtigen Zugang zum Rhein-Herne-Kanal. Nach Beendigung der Eingemeindungsverhandlungen werden die Verhandlungen mit Altenessen und Bredeney aufgenommen werden, nach deren Abschluß Essen eine Bevölkerungszahl von über einer halben Million erhalten dürfte. Essen würde dann Düsseldorf überflügelt und Köln in seiner Einwohnerzahl fast erreicht haben.

Eine kinderreiche Ehe. Mit dem 32. und 33. Kind ist der Schneidermeister Ferdinand Eglinsky im Seebad Albeck durch seine Frau mit der Geburt von Zwillingen beglückt worden. Seine erste Ehefrau hat ihm 24 Kinder, die zweite bisher neun Kinder geschenkt.

„Lloyds" erklärt für das verflossene Jahr 36 Schiffe mit 34.332 Registertons für verschollen. Seit 1905 wurde diese hohe Ziffer nicht erreicht. Auf den Neufundlandbänken und nahe Island gehen die meisten Fahrzeuge, es sind Hochseefischerboote, verloren. Ferner bildet das Kap Horn, das wegen seiner Stürme einen bösen Ruf hat, eine starke Quelle für Schiffsuntergänge. Von deutschen Schiffen sind ohne jedwede Nachricht verschollen: zwei große Segler, zwei Fischdampfer, ein Frachtdampfer und ein kleines Segelfahrzeug. Es gingen insgesamt etwa 650 Mann mit den Schiffen verloren.

Eine Erinnerungsplakette an die Internationale Hygieneausstellung Dresden 1911, von Bildhauer P. Pöppelmann entworfen, ist jetzt fertiggestellt und den Persönlichkeiten übermittelt worden, die sich um die Ausstellung verdient gemacht haben. Der Devise „Kein Reichtum gleicht dir, o Gesundheit" entsprechend, ist die Plakette mit Symbolen der Kraft und Gesundheit in Hochrelief geschmückt.

Der alte Leuchtturm Lindaus, ein Wahrzeichen der Bodenseestadt, ist in Gefahr, zu verschwinden. Das mächtige Bauwerk zeigt schon seit Jahren große Risse. Jüngst wurde nun festgestellt, daß die Grundmauern sich in ganz bedenklichem Zustande befinden; dem Einsturz des Turmes könnte nur mit sehr erheblichen Kosten vorgebeugt werden. Die bayerische Zollverwaltung, die Besitzerin des Turmes, will ihn daher abbrechen lassen. Die Lindauer wollen jedoch das altehrwürdige Wahrzeichen — der Turm wurde 1230 erbaut — erhalten wissen. Rat und Bürgerschaft wollen bedeutende Summen zur Verfügung stellen, und wenden sich um Beihilfe an den Staat und alle Freunde ihrer schönen Stadt.

Millionenverluste des Essener Bankvereins. Der Essener Bankverein, der der Deutschen Bank nahesteht, hat durch Beteiligungen an verschiedenen größeren Insovenzen namentlich am Essener Baumarkt Verluste erlitten, die sich auf mehrere Millionen Mark belaufen. Das Kapital der Bank beträgt 30 Millionen Mark.

Die Beulenpest in Argentinien. Höchst beunruhigende Nachrichten über das Auftreten der Beulenpest kommen aus der Provinz Entre Rios an. Es ist eine ganz bedeutende Anzahl von Fällen, die einwandsfrei festgestellt worden sind, vorgekommen. In der Station Herrera wurde der Stationschef mit seiner ganzen Familie von der Seuche befallen, desgleichen ein weiterer Angestellter der Bahn und 9 Kinder. Aus den Güterschuppen werden massenhaft tote Ratten herausgeholt. Die Seuche ist jedenfalls durch diese schädlichen Nager eingeschleppt worden.

Ein anderer Bruder Maderos erschossen. Aus Monterrey im Staate Nuevo Leon (Mexiko) kommt die Meldung, daß ein anderer Bruder des Präsidenten Madero, bei dem Versuche, sich mit 35 Mann zu einer anderen Abteilung Maderisten durchzuschlagen, von den Truppen des Generals Treviño zwischen Villa Dama und Bustamante erschossen worden ist. Nach anderen Meldungen ist Emilio Madero von Anhängern der jetzigen Regierung durch Meuchelmord beseitigt worden.

Einziehung des Vermögens Maderos. In Regierungskreisen geht man mit dem Gedanken um, das Vermögen der Familie Madero, welches etwa 100 Millionen Pesos ausmacht, von Staatswegen zu konfiszieren. Da sich hiergegen im Lande großer Widerstand erheben dürfte, wird geplant, einen Gesetzesantrag einzubringen, der die Regierung zu der Einziehung ermächtigt.

In Zaragoza (Spanien) erregt eine Bluttat Aufsehen, die die 24jährige Vicenta Millan an ihrem Gatten beging. Sie ermordete ihn im Schlaf und ging dann zu ihren Eltern, teilte ihnen das Vorgefallene mit und stellte sich der Polizei. Dort schilderte sie, wie ihr Gatte sie ständig in der viehischsten Weise mißhandelt und ihr bisweilen sogar das Essen verweigert habe. Schließlich habe sie ihn in der Verzweiflung getötet. Die Nachforschungen ergaben, daß die arme Frau die Wahrheit gesprochen hat. Der Bruder des Opfers war übrigens am Tage vor der Tat aus dem Zuchthaus entlassen worden, wo er eine Strafe wegen Ermordung seiner Gattin abbüßte.

Eine Millionenunterschlagung. Auf Grund der Klage eines Verwaltungsmitgliedes beschlagnahmten die Brüsseler Gerichtsbehörden in einem Bankhause Schuldscheine in der Höhe von 1.200.000 Franken, eine bedeutende Barsumme sowie die Geschäftsbücher. Anlaß zu dem gerichtlichen Einschreiten sollen Unterschlagungen in der Höhe von einer Million Franken geboten haben; anderseits verlautet, es handle sich um eine neue Affäre falscher Schuldscheine. Mehrere Verhaftungen stehen bevor. In Finanzkreisen herrscht große Aufregung, da der genaue Umfang der Unterschlagungen nicht bekannt ist.

Leider. Die Spitzenklöppelei im oberen Frankenwald ist weltbekannt. Eigentümlich aber berührt, so schreibt die „Fränkische Presse", die Bestellung, die kürzlich Nordhalbener und Gerroldsgrüner Heimatarbeiterinnen für eine Pariser Firma anfertigen mußten. Die deutsche Kronprinzessin hatte in Paris ein Spitzenkleid bestellt, für das man die Spitzen in Nordhalben und Geroldsgrün geklöppelt hat. Mit einigen Mark wurde dort die Arbeit bezahlt, u mdsann als Pariser Erzeugnis natürlich mit Pariser Preis, abgeliefert zu werden.

Ein furchtbarer Racheakt wurde in Wien verübt. Dort feuerte im 3. Bezirk der frühere Buchhalter Emil Altmann, der früher bei der großen Bauunternehmer-Firma Alfred und Otto Berger angestellt war, auf die drei Gebrüder Berger, als diese im Begriff waren, das Bureau zu verlassen, eine Reihe von Revolverschüssen ab. Die beiden Brüder Alfred und Otto Berger wurden auf der Stelle getötet, der dritte Bruder wurde schwer verletzt. Altmann ist der Schwager der drei Ueberfallenen. Er machte nicht den geringsten Fluchtversuch. Er behauptet, sein ganzes Vermögen in der Firma verloren zu haben, und dann von seinen Chefs und Schwagern auf der Straße gesetzt worden zu sein. Aus Rache habe er den mörderischen Anschlag verübt.

Ein gewaltiger Brand brach in der Halle der Heilsarmee in Tokio aus und verbreitete sich schnell, so daß er sich auf das ganze Stadtviertel Kanda ausdehnte. Die Garnison rückte aus und unterstützte die Feuerwehren. Alle Bemühungen waren vergeblich. Kanda ist der Mittelpunkt des studentischen Lebens. Viele Schulen und Erziehungsinstitute sind niedergebrannt. Amtlich ist festgestellt, daß 3300 Gebäude zerstört worden sind. Die Zahl der Obdachlosen, die im Kandapark Unterkunft suchen, wird auf 15.000 geschätzt. Der Schaden wird auf Millionen von Yen geschätzt.

Ein neuer Erfolg des Zeppelin-Kreuzers. Der neuerbaute, kriegsmäßig ausgerüstete Zeppelin-Luftschiff-Kreuzer erzielte einen neuen glänzenden Erfolg. Auf der Probefahrt im Friedrichshafen feuerte er mit Maschinengewehren 500 Probeschüsse ab, die das denkbar beste Ergebnis hatten.

Ein Bunzlauer Topf von ganz ungewöhnlichen Dimensionen und hohem Alter wird jetzt in der Stadtgärtnerei zu Bunzlau in einem eigenen Häuschen als Sehenswürdigkeit aufbewahrt. Dieser Topf, der ein Werk des Töpfers Gottlieb Joppe ist, entstand im Jahre 1753, er hat eine Höhe von 2,20 Meter, einen Umfang von 4,20 Meter und ein Gewicht von 12 Zentnern. Die Franzosen, die 1813 in Bunzlau hausten, schlugen einige Sprünge hinein und wird er jetzt von einem Drahtnetz zusammengehalten. Die Töpferstadt Bunzlau ist stolz auf dieses Denkmal heimischen Gewerbefleißes.

Wilhelm Kreß † Der Altmeister der österreichischen Aviatik, Ingenieur Wilhelm Kreß ist im Alter von 77 Jahren in Wien gestorben. Was Kreß für die Aviatik bedeutet hat, kann gar nicht genug hoch eingeschätzt werden. Lange vor Lilienthal in Deutschland und Penaud in Frankreich hatte Kreß Modelle von Draehenfliegern hergestellt und vertrat den Standpunkt, daß dem System „Schwerer als Luft" die Zukunft gehöre. Er wurde verlacht und als seine Versuche infolge ungenügender finanzieller Unterstützung und infolge der Unzulänglichkeit der ihm zur Verfügung stehenden Motore scheiterten, da gab es viele, die mitleidig die Achseln zuckten und den Erfinder einen Narren hießen. Kreß hat den Triumph der Aviatik noch erlebt. Er war ein Zeuge des Aufschwunges, er konnte sehen wie die Wege, die er der Menschheit gewiesen von anderen mit so nachhaltigem Erfolge begangen und weiter erforscht wurden. Sein Verdienst blieb im Schatten, kaum, daß überhaupt jemand des alten Mannes gedachte, dem man das Fundament des jetzt so stolz ragenden Baues verdankte. Das hat seinen Lebensabend verbittert und die Nachwelt wird vieles gut zu machen haben, was die Mitwelt an ihm verbrochen hat.

Ein kurioser Fall von Bigamie. Am 16. Februar war in einem Pariser Hotel ein reicher Privatier abgestiegen, der erklärte, einen kurzen Aufenthalt zu nehmen. Anderen Tages meldete sich der bereits sechzigjährige Mann, der angegeben hatte, aus Bastia zu kommen, krank und verlangte nach dem Arzt. Der Hotelier ließ den kranken Herrn in das Spital St. Antoine fahren, wo dieser am 21. Februar an Genickstarre starb. In seinen Akten fand man eine Summe von 50.000 Frank sowie die Adresse seiner Frau in Bastia. Der Verstorbene hieß Albert Richard. Man avisierte die Frau auf thelegraphischem Wege und sie stellte sich bald mit einem vierjährigen Knaben ein und machte die nötigen Schritte zur Bestattung ihres Mannes. Da erschien plötzlich eine zweite Frau aus Genf, die angab die Gemahlin des Verstorbenen zu sein und tatsächlich auch Papiere vorweisen konnte, die das bestätigten. Die beiden Frauen vereinbarten gegen die Bestattung zu opponieren und in der Sache vorerst die Gerichte sprechen zu lassen. Es scheint nun wirklich der Fall zu sein, daß es dem Verstorbenen gelungen war, die Behörden in Bastia zu täuschen, um eine zweite Ehe einzugehen. Das Gericht wird zu entscheiden haben, wem die Erbschaft zufällt.

Schweres Zündschlagunglück in Spanien. Am 26. Februar hat sich in dem Seestädchen Gijon an der Nordküste von Spanien bei dem Versuche einen Fels zu sprengen, ein schweres Zündschlagunglück zugetragen. Eine Mine, die 3500 Kilogramm schwarzes Schießpulver enthielt, war in den Fels gelegt worden, um diesen zu sprengen. Die Sprengung mißglückte, die Mine ging nach rückwärts los und schleuderte einen gewaltigen Steinregen auf die Zuschauer und die im Hafen befindlichen Schiffe. Die Zahl der Verletzten übersteigt 200. Etwa hundert Personen dürften verschüttet sein, im

Vorhafen sind sechzig Personen ums Leben gekommen.

Die bankrotte Millionenstadt. Chicago befindet sich in einer derartigen finanziellen Klemme, wie sie diese Stadt seit dem großen Brande von 1871 nicht wieder erlebt hat. Die Metropole des Westens ist bankrott. Die Stadtverwaltung ist in einer derartigen Geldnot, daß sie ihren Angestellten bei der letzten Gehaltszahlung nur 80 Prozent in bar zahlen konnte, während sie für ihre übrigen Verpflichtungen nur 70 Cents pro Dollar auftreiben konnte. Die neuen baulichen Verbesserungen, die die Stadt in Aussicht genommen hatte, sind vorläufig wieder fallen gelassen worden. Geld für eine neue Ausrüstung der Feuerwehr ist nicht vorhanden und ähnlich ist es mit allen anderen städtischen Institutionen bestellt. Trotz aller Einschränkungen sieht sich Chicago einer Schuldenlast von 9 Millionen Kronen gegenüber, die sofort aus den städtischen Geldern zu zahlen sind. Ein Gesetz, das eine städtische Anleihe rechtsgültig erklärt, gibt es nicht und so wird Chicago, wenn keine andere Hilfe eintritt, wohl in die Hände des Gerichts fallen.

Der Durchstich des Montblanc. Aus Paris wird berichtet, daß die Regierung im Prinzip den Durchstich des Montblanc beschlossen hat.

Die dreijährige Dienstzeit in Frankreich.

Die letzten Meldungen aus Paris lassen deutlich erkennen, daß Frankreich außergewöhnliche Anstrengungen zu machen beabsichtigt, um der bevorstehenden deutschen Heeresvermehrung ein Paroli zu bieten. Die Höhe der neugeforderten Rüstungskredite, die 500 Millionen Franken übersteigen wird, legt ein beredtes Zeugnis nicht nur für die Energie der französischen Regierung ab, ihren Aufgaben in der nationaeln Verteidigung gerecht zu werden, sondern auch für die Opferwilligkeit des französischen Volkes, das, wie aus der gesamten französischen Presse erkennbar ist, ohne Murren bereit ist, die neuen finanziellen Lasten auf sich zu nehmen. Geringere Einmütigkeit herrscht dagegen über die Frage der dreijährigen Dienstzeit. Soweit bekannt, hat sich der Rat der Direktoren des französischen Kriegsministeriums geschlossen für die Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit ausgesprochen, und zwar soll der dreijährige Dienst nicht nach dem Gesetz von 1889, sondern für alle Rekruten aller Waffengattungen ausnahmslos eingeführt werden, ohne jede Begünstigung für Studenten, Lehrer und einzige Stützen von Familien. Die Durchführung einer derartigen Maßregel würde zweifellos nicht nur eine wesentliche numerische Verstärkung des aktiven französischen Heeres, sondern auch eine wertvolle Erhöhung seiner Kriegsbereitschaft für den Fall einer Mobilmachung bedeuten. Sie aber andererseits geeignet, so schwere Eingriffe in das wirtschaftliche Leben der gesamten Bevölkerung herbeizuführen, daß es nicht wundernehmen kann, wenn sich eine immer stärkere Opposition gegen die Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit in Frankreich geltend macht. Es wird also, wenn sich die Regierung dazu entschliessen sollte, sie dennoch zu befürworten, unzweifelhaft zu scharfen Kämpfen kommen, zumal bei einzelnen Parteien auch noch politische Gründe dagegen sprechen, weil man fürchtet, daß bei Verlängerung der aktiven Militärdienstzeit der „republikanische Geist" in der Armee gefährdet und diese zu einem Werkzeug reaktionärer, klerikaler und royalistischer Bestrebungen werden könnte. Auch die Bevölkerung selber scheint in ihrer Mehrzahl von der Aussicht, wieder drei Jahre dienen zu müssen, nicht sehr entzückt zu sein. Um ein Beispiel herauszugreifen, so gab bei der kürzlichen Rekrutenaushebung in Lyon die Präfektur den Gestellungspflichtigen die Vorteile und Vergünstigungen bekannt, die denjenigen Rekruten zuteil werden, die sich zu dreijähriger Dienstzeit verpflichten. Von den 205 Gestellungspflichtigen meldeten sich jedoch nur drei zu dreijährigem Dienst.

Trotzdem ist es, wie gesagt, nicht ausgeschlossen, daß die neue französische Militärvorlage auch den Vorschlag der Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit enthält. Unter den vielen Artikeln, die in französischen Zeitungen anläßlich der bevorstehenden deutschen Heeresverstärkung erschienen sind und französische Gegenmaßregeln besprechen, ist der nachfolgende, in der France militaire enthaltene, besonders beachtenswert, weil er die weitestgehenden und bisher noch nirgends aufgestellten Forderungen ausspricht und sie zu begründen versucht, und weil die „France militaire" bekanntlich enge Beziehungen zu den offiziellen Kreisen unterhält. Wir geben ihn im Auszug hier wieder:

„Wir müssen den Krieg vorbereiten und ihn so vorbereiten, als ob wir die Gewißheit hätten, daß er von heute an in zwei Jahren ausbrechen würde. Wir dürfen unter keinen Umständen dulden, daß sich der Unterschied in der Stärke unseres und des deutschen Heeres in dieser Zeit noch vergrößerte. Der Unterschied in der Zahl unserer und der deutschen Bevölkerung gestattet die Erfüllung dieser Forderung aber nur, wenn wir außergewöhnliche Maßregeln treffen. Sie sind nicht so zahlreich, daß wir große Wahl hätten: nur ein Mittel ist durchgreifend, das ist die dreijährige Dienstzeit für alle Waffen und ihre sofortige Einführung mit Rückwirkung für das Kontingent von 1911. Es handelt sich dabei nicht darum, sie aus irgend einem sozialen oder politischen Gesichtspunkt zu rechtfertigen, es handelt sich einfach darum: in zwei Jahren wird Deutschland ein aktives Heer von 860.000 (?) Mann haben; können wir ihm nicht ein aktives Heer von mindestens 760.000 Mann entgegenstellen, so müßten wir in den doch unvermeidlichen Kampf unter höchst ungünstigen Bedingungen eintreten. Diese Stärke aber kann uns nur eine sofort eingeführte dreijährige Dienstzeit für alle Waffen liefern und sie kann sie uns sichern am 31. Dezember 1913. Ein solcher Gegenstoß würde nicht allein durch die Zahl wirken, sondern auch durch die Schnelligkeit, mit der er geführt wird.

Wir geben hier runde, aber zuverlässige, nach dem Heeresbudget geprüfte Zahlen. Augenblicklich zählt das deutsche Heer 720.000 Mann, 1915 wird es mindestens 860.000 Mann zählen. Am 31. Dezember 1912 zählte das französische Heer 566.000 Mann, davon in Algier und Tunis 70.000; zählt man hierzu die 29.000 Offiziere, so haben wir im ganzen 595.000 Mann, nicht einbegriffen 25.000 Gendarmen und 25.000 Kolonialtruppen. Die 720.000 Mann des deutschen Heeres setzen sich zusammen aus 544.000 zwei- und dreijährig Ausgehobenen, 14.000 Einjährig-Freiwilligen, 95.000 Unteroffizieren, 30.000 Offizieren und 40.000 Offizieren und im Offizierrang Stehenden im Verwaltungsdienst. Die 595.000 Mann des französischen Heeres setzen sich zusammen aus 485.000 Mann in der Front, 29.000 Offizieren, 42.000 Unteroffizieren und 39.000 Mann Hilfsdienst. Unter den 485.000 Mann in der Front befinden sich etwa 44.000 Kapitulanten auf 3, 4 oder 5 Jahre.

Aendern wir nichts in unseren Wehrgesetzen, so werden wir am 31. Dezember 1913 nur rund 572.000

Mannschaften, 29.000 Offiziere, im ganzen 601.000 Köpfe unter der Fahne haben. Zieht man hiervon die 39.000 Mann des Hilfsdienstes als nicht mit der Waffe dienend ab, so bleibt nur eine Kopfstärke von 562.000 Mann mit der Waffe. Das deutsche Heer aber wird am 31. Dezember 1913 800.000 Mann zählen.

Wenn man nur für die Kavallerie die dreijährige Dienstzeit einführt, wird die Gesamtkopfstärke unseres Heeres auf 616.000 Mann erhöht, davon ab 40.000 Mann des Hilfsdienstes (die Erhöhung um 1000 Mann ergibt sich als Folge der verlängerten Dienstzeit), bleiben 576.000 Mann, die deutsche Armee zählt dann also immer noch rund 225.000 Mann mehr als wir. Die Einführung der dreijährigen Dienstzeit nur bei der Kavallerie genügt also nicht.

Im Jahre 1915 wird unsere Kopfstärke noch mehr verringert werden, während die deutsche sich vergrößert haben wird, der Unterschied wird dann mindestens 285.000 Mann betragen. Das ist bei Einführung der dreijährigen Dienstzeit nur bei der Kavallerie die brutale Ziffer. Sie zeigt, daß sich Frankreich in Todesgefahr befindet!

Wenn wir aber sofort und mit Rückwirkung auf das Kontingent von 1911 die dreijährige Dienstzeit für alle Waffen einführen, werden wir am 31. Dezember 1913, genau gerechnet, 780.000 Mannschaften, 29.000 Offiziere gleich 810.000 Köpfe haben, davon 81.000 in Algier und Tunis und 58.000 Leute des Hilfsdienstes. Damit wäre also das Gleichgewicht ungefähr hergestellt.

Allerlei Buntes.

Ein französischer Alpennaturschutzpark wird noch im Laufe dieses Jahres in der Dauphiné eröffnet werden. Zwischen Grenoble und Turin erhebt sich der 4103 Meter hohe Gebirgstock Les Ecrins du Pelvoux auf der Grenze der Bezirke Isère und Hautes-Alpes. Im Norden ist die gewaltige Bergmasse begrenzt von der musterhaften Automobilstraße, die von der Rhone-Ebene herauf in die Seitentäler der Isère und der Romanche nach dem stark befestigten Grenzpaß von Briançon führt. Den eigentlichen Zugang bildet das unwegsame, noch ganz in ursprünglicher Natürlichkeit belassene Tälchen des Veneon; um La Bérarde, das Hochtal, reihen sich die schneebedeckten Gipfel der Aiguille d'Olan, des Pic des Opilious und der Ecrins. So findet auch hier der großzügige Gedanke, den der Verein Naturschutzpark Stuttgart und die Kosmosgesellschaft zum ersten Male für Europa angeregt haben, auch praktische Verwirklichung, wenn auch die französischen Behörden neben dem Schutz des heimatlichen Landschaftsbildes vor allem die Erschließung des Gebietes für den Fremdenverkehr als eine wichtige Aufgabe ansehen. Und doch ist gerade der Weltreisende mit Staubmantel und Autobrille ebensowenig eine Zierde inmitten unverfälschter Natur, wie der Bädecker lesende Engländer in irgendeinem altertümlichen Schweizerstädtchen. Jedenfalls wird man von den deutsch-österreichischen Naturschutzparken solche Elemente mit allen Mitteln fernzuhalten suchen.

Die fünf klugen Jungfrauen. In einem württembergischen Amtsstädtchen hat sich folgendes zugetragen: Eine Frau hat einen gar weinseligen Mann, der fast jeden Abend, oder vielmehr fast jede Nacht mit einem gehörigen Habemus heimkehrt und dann voll Weinseligkeit seinen Rohrstock auf dem Rücken seiner besseren Ehehälfte 5/8 tanzen läßt. In seiner Not sucht sich das Weibchen bei ihren Freundinnen Rat, wie sie ihrem Mann die „durchschlagende" Erziehungsmethode mit gleicher Münze heimzahlen könne. Nach der alten Regel: „Weiberlist geht über alle List" wurde endlich folgender Kriegsplan ausgedacht: Fünf der Freundinnen sollten an dem bestimmten Abend in weiße Bettücher gehüllt und jede mit einem ordentlichen Knotenstock sich versteckt halten, auf ein verabredetes Zeichen herausspringen und dem bösen Ehemann 5/8 gehörig heimzahlen. Gesagt, getan. Gegen Mitternacht kommt der Ehegemahl nebst Rausch nach Hause und schwingt wieder sein hölzernes Szepter auf dem Rücken seiner Alten. Da fällt die Frau auf die Knie, erhebt die Hände gen Himmel und ruft mit lauter Stimme: „O ihr heiligen fünf klugen Jungfrauen, steht mir bei!" — Und siehe da, kaum ist der Hilferuf erklungen, da stürzen fünf weißgekleidete Gestalten herein und hauen auf den verblüfften Ehemann ein, daß ihm Sehen und Hören verging, und er schließlich mit dem Ausruf: „Gnade, — Gnade!" vor seinem Bette auf die Knie sank. Mochte nun die Frau über die schlimmen Folgen ihres vollführten Streiches wirklich Reue verspüren, oder sich nur so stellen, — genug, als der Mann aus seiner Ohnacht erwachte, bat sie ihn um Verzeihung wegen des angeblich unüberlegten Hilferufes. — „Ach, liebe Frau," stöhnte da der Mann, „ich habe dir nichts zu verzeihen, ich muß dir vielmehr Dank sagen, daß du nicht — die heilige Ursula mit ihren elftausend Jungfrauen zu Hilfe angerufen hast, die hätten mich nimmer am Leben gelassen."

Ein Zigeuner-Begräbnis. Vor Kurzem wurde bei Gyövar in der Nähe von Steinamanger in Ungarn ein gefürchteter Zigeunerführer, namens Georg Forgacs von Gendarmen erschossen. Der Zigeuner war ein schöner Mann von mächtigem Wuchs, mit blitzenden Augen; er war der Gegenstand einer geradezu ehrfürchtigen Verehrung bei den Zigeunern und der Schrecken der Bauern in der von der Donau und Drau eingeschlossenen Gegend Ungarns. Er hatte zahlreiche Einbrüche auf dem Gewissen, wurde lange verfolgt, legte jedoch auch während der Verfolgung stets ein unerschrockenes Benehmen an den Tag und erwehrte sich der Gendarmen oft, indem er sie mit seinem Gewehr verwundete oder niederstreckte. Als ihn ein Gendarmenposten in Györvar ergreifen wollte, gab er bei einer Mühle mehrere Schüsse auf seine Verfolger ab, diese aber waren diesmal die geschickteren Schützen und streckten ihn mit einem Schuß nieder. Die Kunde vom Tode Forgacs verbreitete sich alsbald wie ein Lauffeuer unter den Zigeunern der ganzen Gegend. Am nächsten Tage strömten bereits die Zigeuner zu Hunderten in Györvar zusammen, um ihrem toten Genossen das letzte Geleit zu geben. Sie bestellten einen kostbaren Metallsarg und erwirkten die Erlaubnis, den Leichnam nach Zalaergerszeg überführen zu dürfen. Hier fand das Begräbnis statt, bei welchem ein katholischer Priester die Einsegnung vollzog. Während der Leichenfeier zerrissen die Weiber ihre Kleider, zerkratzten sich selbst in ihrer tiefen Trauer das Gesicht, die Männer schlitzten sich mit Messern die Haut an den Armen auf, die Verwandten des Toten schnitten sich das lange Haar, die Hauptzierde des Zigeunervolkes, ab. Der tote Zigeunerkönig soll übrigens tatsächlich ein ungewöhnlicher Mann gewesen sein. Er hatte eine gewisse Bildung, las Bücher und ließ allen seinen sechs Kindern eine gute Schulbildung erteilen, blieb jedoch dabei dem abenteuerlichen Leben der Zigeuner treu.

Feuilleton.

Die Schuld des Vaters.

Von Freifrau G. v. Schlippenbach.

(Fortsetzung.)

Boris Wladimirowitsch, der die kaiserlichen Bälle im Winterpalais mitgemacht hat, ist von Soltjakow gebeten, Tanzvorsteher zu sein. Der junge Offizier versteht es die Paare in animierter Stimmung zu erhalten; Daisy amüsiert sich herrlich. Es ist ihr erster Ball und sie gibt sich der Wonne desselben enthusiastisch hin. Boris ist ihr erwählter Kavalier; immer sieht man seine Uniform neben dem hellrosa Ballkleide.

Auch Olga wird von der allgemeinen Freude fortgerissen. Sie genießt das seltene Vergnügen, aber sie wundert sich, wo der Hausherr bleibt; er hat nur den einen Walzer mit ihr getanzt. Erst nach geraumer Zeit erscheint er wieder. Er steht im Rahmen der Tür und widmet sich später den älteren Damen, die er durch seine zuvorkommenden Manieren gewinnt.

Erst gegen Morgen ist das Fest zu Ende. Man verabschiedet sich mit dem Versprechen sich bald in ähnlicher Weise zu treffen. Olga ist schon früher fortgefahren. Gleich nach Schluß des Kotillons. Sie bittet Daisy sie ihrem Vater zu empfehlen. Seltsamerweise fühlt sich Fräulein Swerjew jetzt von der rauschenden Musik, dem faden Gespräch ihrer Tänzer fast angewidert.

„Ich passe nicht mehr unter leichtsinnige, frohe Menschen", denkt sie als sie durch die graue Morgendämmerung dahinfährt, ihrer traurigen Heimat entgegen, wo Sorgen auf sie warten und die kranke Mutter vielleicht schlaflos ihrer harrt. Und das stolze Mädchenhaupt neigt sich vor der Last des Kummers: ein tränenloses Schluchzen erschüttert ihre Brust. Sie ist ja unbeobachtet, gottlob.

6. Kapitel.

Roman Romanowitsch Swerjew lebte sich unterdessen in Paris und Monte Carlo aus. Das heißt, er frönte seinen Lastern, ließ seinen sogenannten noblen Passionen die Zügel schießen und vergeudete den letzten Rest des einst großen Vermögens. Selten dachte er an die beiden, ihm so nahestehenden Frauen, deren Schutz und Stüze er sein mußte. Kam ihm zuweilen der Gedanke an die kranke Mutter, an die Schwester, tauchten Gewissensbisse in ihm auf, so verscheuchte er diese unangenehmen Gedanken leicht durch den Wein und die fieberhafte Aufregung der Roulette. Das Glück wechselte. Bald war Swerejw im Besitze großer Summen, die aber oft schon am nächsten Tage verloren wurden. Er schrieb und telegraphierte nach Hause um Geld, das der Verwalter Grigori Tichnofski von den Wucherern für hohe Prozente herschaffen mußte. Dieser spitzbübische Grigori war das Werkzeug seines Gebieters und zu allen Schurkenstreichen zu haben. Dabei hatte Swerjew das Bewußtsein, daß er von dem Menschen bestohlen wurde. Er nahm sich vor, ihn fortzujagen, sobald er einen Betrug entdeckte.

Kurz vor Weihnachten reiste Roman Romanowitsch endlich nach Rußland zurück. Er hatte stark im Spiele verloren, und Tichnofski behauptete, kein Geld mehr auftreiben zu können, der Kredit sei erschöpft.

„Ich muß jetzt den Philister spielen", brummte Roman verdrießlich. „Es ist auch Zeit, daß ich diese alberne Rolle annehme, denn der Strick ist mir am Halse. Ich muß suchen, eine reiche Erbin zu heiraten; die Tochter des Amerikaners habe ich dabei im Auge. Wenn ich nur wüßte, wo ich den Namen Soltjakow früher gehört habe."

Er grübelte angestrengt nach. Plötzlich erinnerte er sich dunkel ,da ßes in Wien gewesen war, vor bald dreizehn Jahren.

Immer klarer wurde seine Erinnerung.

„Sollte es der Käufer von Blagotir sein?" dachte Roman. „Es hieß, daß er nach Amerika gegangen war, nachdem er —", er brach den Gedankenfaden ab und pfiff leise vor sich hin.

„Seine Frau war eine Engländerin. Wenn ich nur wüßte, wie ihr Mädchenname war, das gäbe mir Gewißheit. Ich reise über Wien nach Hause. Halt, ein sicheres Merkzeichen habe ich noch. Jener Soltjakow hatte eine verbundene Hand; er soll in der Affäre verletzt worden sein. Nun, mein sauberer Herr Schwiegervater in spe, hüten Sie sich, mir Ihre Tochter zu verweigern! Sie sind in meiner Gewalt! Ich werde den Mund nicht halten und Sie in der Gegend unmöglich machen; ich denke, Sie werden mein Schweigen erkaufen — um jeden Preis!"

Swerjew reiste nach Wien und hatte dort in den drei Tagen, die er in der Kaiserstadt verbrachte, eine ganz seltsame Beschäftigung. Er besuchte die Kirchhöfe, er spürte nach dem Grabe der jung verschiedenen Frau Soltjakow. Es waren seitdem viele neue Tote hinzugekommen, Kreuze ragten hervor, schöne Monumente trugen die Namen der Gestorbenen. Endlich fand Swerjew, was er suchte. Der Wächter des stillen Gottesackers, der nicht mehr benutzt wurde, zeigte ihm den Hügel ,der schön gepflegt war und ein weißes Marmorkreuz zu Häupten hatte.

„Daisy Soltjakow, geborene Morton, vierundzwanzig Jahre alt, gestorben am 30. Juli 1887."

So stand in Goldlettern verzeichnet.

Swerejw notierte es sich in seinem Notizbuche und war sehr zufrieden mit dem Resultate seiner Reise.

„Ich glaube, ich halte ein kostbares Material in Händen", sagte er sich, „nun heißt es, schlau sein und nicht zu früh handeln."

Roman Romanowitsch verband mit scharfem Verstande eine große Verschlagenheit und die Kunst, sich zu verstellen, sobald es ihm Vorteil bringen konnte .

Ohne seine Rückkehr anzumelden, war er eines Tages wieder in Latwilischki. Olga empfing ihn zuerst allein. Sie war so kalt in ihrer Begrüßung, daß ihr Bruder sich gleich über sie ärgerte.

„Du scheint ja wenig erbaut, mich zu sehen", sagte er brummig. „Ich habe eine liebe Schwester, das muß ich sagen."

„Du erwartest Liebe und machst mir nur Sorge", entgegnete sie streng. „Denkst du denn gar nicht an unsere arme Mutter, die uns vielleicht nur noch kurze Zeit erhalten bleibt?"

„Ist Mamachen denn so krank?" fragte Roman.

„Ja, und dein Leichtsinn bricht ihr das Herz. Ich bitte dich, bezähme dich wenigstens so lange sie lebt. Du weißt, wie sehr sie dich liebt, sie setzte große Hoffnungen auf den einzigen Sohn, und wie wenig hast du sie erfüllt."

„Immer nur Tadel und Vorwürfe!" schrie Roman heftig, „ich verbiete mir deine Einmischung."

Olga kehrte ihm den Rücken. Schweigend verließ sie das Zimmer — sie fühlte sich immer wieder durch Romans Wesen abgestoßen.

Frau Swerjew war glücklich, den Sohn in Latwilischki zu haben. Mit der den Müttern eigentüm-

lichen Zärtlichkeit hing ihr Herz an ihrem Sorgenkinde. Sie hatte viel um ihn geweint und gebetet; sie hoffte, daß Gott sie endlich erhören müsse. Auch die Kranke wünschte für Roman eine Heirat; so allein konnte er solid werden; das dachte sie in ihrer Liebe zu dem mißratenen Sohne.

Roman war doch erschüttert, als er die Mutter nach fast einem halben Jahre sah. Etwas Weiches wallte in dem durch Leichtsinn und Genußsucht verdorbenen Herzen des Wüstlings auf und er blieb die ersten Tage zu Hause und leistete der Kranken Gesellschaft.

Daisy kam jetzt regelmäßig zweimal in der Woche nach Latwilischki ,um bei Olga Klavierstunden zu nehmen. Nach dem 10. September war Fräulein Swerjew nicht wieder in Blagotir gewesen. Sie vermied, Ilja Georgewitsch öfter zu begegnen, und auch er war von demselben Wunsche erfüllt. Je weniger er das schöne Mädchen sah, desto besser war es für sein leidenschaftliches Herz, das wieder nach einem Glücke verlangte, welches unerreichbar war. Je mehr Ilja darüber nachdachte, desto tiefer gähnte der Abgrund zu seinen Füßen, der ihn von Olga trennte.

Soltjakows waren schon nach kurzer Zeit überall gern gesehen. Die jungen Herren huldigten mehr oder weniger dem reizenden Mädchen und bemühten sich um seine Gunst. Aber Daisy blieb unberührt davon. Sie war gegen alle gleich freundlich und unbefangen; es schien, als sei sie gefeit gegen ein wärmeres Gefühl. Oder sollte ihr Herz schon gesprochen haben? Hatte sie das Ideal ihrer Träume gefunden?

Boris Arbutin war nach dreiwöchentlichem Urlaube zu seinem Regimente zurückgekehrt. Er und Daisy hatten sich oft geneckt. Es gab kleine Empfindlichkeiten und Versöhnungen, wie schon in früheren Tagen. Der junge Offizier brannte bereits lichterloh für das reizende, kapriziöse Mädchen. Er reiste fort, hoffte aber, bald wiederzukehren. In Petersburg wurde Boris Wladimirowitsch zum Adjutanten eines Großfürsten ernannt, eine hohe Auszeichnung bei seiner Jugend. Trotzdem freute er sich nicht darüber, denn nun war es ihm unmöglich, nach Datnofka zu kommen.

Boris Arbutin mußte den Prinzen in den Kaukasus begleiten, wohin derselbe in geheimer Mission geschickt wurde. Vorher kaufte Boris aber das an Daisy verlorene Vielliebchen, eine kostbare Vase aus französischem Porzellan, die von Wasserrosen umgeben war. Er schrieb einige Worte auf seine Karte.

„J'y pense — et ne m'oubliez pas!"

Tief unter den weißen Blüten verborgen lugte ein blaues Vergißmeinnicht hervor. Als Daisy es sah, errötete sie und ein glückliches Lächeln huschte über ihr Gesicht.

Die geachtete Stellung, die sich Ilja Georgewitsch eroberte, gab ihm ein Gefühl heimatlichen Wohlbehagens, die Vergangenheit trat immer weiter zurück, die Gegenwart machte ihr Recht geltend. Auf den Gesellschaften und Jagden durfte der treffliche Schütze und unterhaltende Kavalier nicht fehlen. Besonders mit dem Vater Boris', dem Fürsten Wladimir Alexandrowitsch, trat ein aufrichtiges Freundschaftsverhältnis ins Leben.

Roman Romanowitsch hatte mit seinem Verwalter einige heftige Auseinandersetzungen, bei denen Swerjew sich zügellos gehen ließ. Er beschuldigte Grigori Tichnofski der Unredlichkeit, was dieser energisch verneinte. Dabei vergaß er sich soweit, seinem Herrn seine Verschwendungssucht vorzuwerfen. Roman war außer sich. Er hob die Hand und wollte zuschlagen.

„Das dürfen Sie nicht", sagte Grigo gelassen, „ich bin nicht Ihr Leibeigener, die Zeiten sind vorbei."

Swerjew warf dem Verwalter einen giftigen Blick zu, dann ging er. Noch brauchte Roman ja die Vermittlung Grigoris bei den Wucherern, aber bald wollte er den Spitzbuben fortjagen.

Am Dienstag fuhr Daisy in ihrem kleinen Schlitten nach Latwilischki; sie kutschierte immer selbst. Ihr großer, russischer Wolfshund lief bellend nebenher und das Pferd eilte im leichten Trabe über die glatte Bahn. Es war ein herrlicher Wintertag. Der Reif überstreute in der Nacht Baum und Strauch, einige Grad Frost, ganz ohne Wind, blauer Himmel und lachender Sonnenschein, das war so recht nach dem Sinn der jungen Russin. Kurz vor Latwilischki scheute der Fuchs. Ein Herr in einem Jagdpelz kam ihr entgegen. Daisy schaute neugierig auf. Der Fremde grüßte und trat zur Seite; er blickte dem Schlitten nach.

„Olga bekommt Besuch", sagte er sich, „welch hübsches Mädchen mag es sein? Ich kenne doch alle jungen Damen hier. Halt! Sollte es meine Zukünftige sein, Fräulein Soltjakow?"

Er kehrte um und schritt dem Hause zu.

Auch Daisy dachte über den Fremden nach, in dem sie gleich den Bruder der Freundin vermutete.

„Er gefällt mir nicht", war der Schluß ihrer Betrachtungen, „er ist alt und hat nichts von meiner Olga. Seine Augen sahen mich frech und stechend an; mit dem lebe ich mich nun und nimmer ein."

Die beiden jungen Damen begrüßten sich sehr herzlich, dann plauderten sie zusammen.

„Papascha schickt dir die deutschen Gedichte, von denen er so entzückt ist", sagte die Tochter Soltjakows, „er wollte zuerst selbst kommen, wurde aber im letzten Augenblick daran verhindert."

Olga hatte den Band aufgeschlagen. Er öffnete sich von selbst an einer Stelle, die viel gelesen zu schien. Ein kleines Kreuz mit Bleifeder bezeichnete ein kurzes Gedicht. Sie las:

„Den Kelch des Lebens leert' ich bis zur Neige,
Die bitt're Hefe blieb allein zurück.
Wo hört sie auf? Gibt es auf Erden Glück?
Der Seele Einsamkeit, ich lernt sie kennen,

Und doch! Es zieht wie schüchtern Frühlingsahnen
Inmitten starrer Winternacht dahin —
Den Menschen such' ich, der auf alle Fragen
Des Herzens Antwort weiß. Wo find ich ihn?"

Das Buch zitterte in Olgas Händen. Wie gut paßten diese Verse zu dem schwermütigen Ausdruck des Mannes, der ihre Phantasie beschäftigte. O! Daß sie ihm sagen könnte:

„Ich verstehe dich, laß mich die Wunden heilen, die das Leben dir schlug. Ich will nichts wissen, ich glaube an dich und vertraue dir blind. Tatest du ein Unrecht, ich frage nicht danach, denn meine Liebe ist so groß, daß sie es zudeckt."

Aber wie sollte er ahnen, was sie bewegte. Er war ja nur ihr väterlicher Freund, das durfte sie nicht vergessen und mußte ihres Gefühles Herr werden. Und sie vermochte es über sich, Daisy ruhig zum Klavier zu folgen und mit ihr vierhändig zu spielen. Frau Swerjew hörte gern zu. Sie ließ ihren Rollstuhl in das Nebenzimmer bringen und störte die beiden Freundinnen nicht. Heute öffnete sich schon nach einer Viertelstunde die Tür des Salons, Roman Romanowitsch trat ein. Olga und Daisy unterbrachen die Mozartsche Sonate.

„Mein Bruder Roman", stellte Olga vor.

Swerjew verneigte sich höflich, dann bat er die

Damen, weiter zu spielen. Er setzte sich so, daß er Daisy ansehen konnte, und seine frechen Augen zergliederten ihr holdes Gesicht, ihre knospende Gestalt. Mit dem Blicke des gewiegten Frauenkenners sah er sie durchdringend an und sie empörte sich innerlich dagegen. Sie fühlte, daß sie glühend rot wurde; ihre mädchenhafte Scham wehrte sich gegen das Entkleidende, das in der Bewunderung des Mannes lag, den sie eben erst kennen lernte.

„Wir wollen für heute aufhören, Olga", sagte Daisy, „ich habe keine Lust weiterzuspielen."

„Wie du willst, mein Liebling, aber bleibe noch bei der Mutter. Ich muß dir eine Tasse warmen Tee geben vor der kalten Fahrt; gleich bin ich wieder da."

Ungern blieb Daisy heute, aber die Kranke rief sie und wollte allerlei hören. Da mußte das junge Mädchen wohl oder übel ihren alten Platz auf dem niederen Sessel zu Füßen des Rollstuhles vor dem Kamin einnehmen.

Roman versuchte, den liebenswürdigen zu spielen, und er konnte wirklich unterhaltend sein, wenn er wollte. Trotzdem verwischte sich der erste unangenehme Eindruck nicht, eine innere Stimme warnte das reine, unschuldige Wesen vor dem Lebemann, der gewissenlos seinen Leidenschaften fröhnte.

Die Kranke schien nun einen glücklichen Gedanken erfaßt zu haben. Sie blickte von ihrem Sohne zu ihrem jungen Gaste; in ihrer blinden Mutterliebe schmiedete sie Pläne. Warum sollten Roman und die Tochter Soltjakows nicht Gefallen aneinander finden? Gott würde ihr, der Schwerleidenden, noch diese Freude schenken, sie würde vielleicht noch die Hände des Brautpaares ineinanderfügen, um dann friedlich zu sterben.

Merkte die Dame denn nicht, wie kühl ablehnend Daisy war, wie sie kaum auf die Rede Romans achtete und erleichtert aufsprang, als Olga das Zimmer betrat. Unter dem Schutze der älteren Freundin kam das junge Mädchen sich geborgen vor. Olga redete sie englisch an und sie benutzten diese Sprache zur weiteren Unterhaltung. Fräulein Swerjew nannte Daisy auf ihre Bitte hin niemals Dosia. Roman spitzte die Ohren, als er den fremdländischen Namen hörte. Erst kürzlich hatte er ihn auf einem weißen Marmorkreuze gelesen, ein Glied mehr zu der Kette, deren Anfang er nachspürte. Er mischte sich wieder in die Unterhaltung, die jetzt russisch weitergeführt wurde.

„Sie scheinen ja ein tadelloses Englisch zu sprechen, gnädiges Fräulein", begann er schmeichelnd, „auch Ihr Name ist kein russischer."

„Ihre Mutter war Engländerin", versetzte Olga kurz, „hier nennt man Fräulein Soltjakow Dosia Iljanowna."

„So — nun, ich freue mich, es zu wissen", gab Roman zurück, „wenn Sie gestatten, mache auch ich davon Gebrauch."

Daisy zuckte etwas ungeduldig die Achseln.

„Bitte sehr", sagte sie kühl, „ich denke, es ist niemand verwehrt."

„Ich habe mir immer gewünscht, England kennen zu lernen", fuhr Roman fort, ohne die fast unfreundliche Art des jungen Mädchens scheinbar zu beachten, „auf meinen Reisen bin ich leider nicht dorthin gekommen."

Daisy antwortete nicht. Sie kehrte Roman fast den Rücken zu und unterhielt sich angelegentlichst mit den Damen. Früher als sonst brach sie auf; sie sehnte sich danach, mit der Freundin noch einige Minuten allein zu sein.

„Ach bitte, liebe Olga, zeige mir doch die Hyazinthen in deinem Zimmer", sagte sie. Dann küßte sie die Hand Frau Swerjews und verneigte sich leicht vor Roman, über dessen rotes Gesicht ein spöttischer Zug ging.

„So stolz, meine Kleine", dachte er. „Warte, ich habe dein Schicksal in der Gewalt! Verteufelt hübsch ist das naseweise Ding."

Er sah das Buch mit den französischen Gedichten liegen. Sogleich ergriff er es und schlug es auf.

„Daisy Soltjakow, geborene Morton", stand auf dem Titelblatte.

Roman Romanowitsch war mit seiner Entdeckung zufrieden.

„Mein Bruder gefällt dir nicht?" fragte Olga die Freundin. „Sage es aufrichtig, ich nehme es nicht übel."

„Nein, er gefällt mir nicht", erwiderte Daisy in ihrer offenen Art, „verzeihe mir, Liebste, aber ich kann dich nicht belügen."

Olga seufzte, dann sagte sie:

„Roman ist eigentlich kein böser Mensch, aber sein Leichtsinn hat ihn so gemacht, wie er ist. Um meinetwillen bitte ich dich, Nachsicht zu üben."

„Wie können nur Bruder und Schwester so verschieden sein?" sagte Daisy sinnend. „Weißt du, Olluschka, daß Papa und ich oft von dir sprechen, wir haben beide dieselbe Ansicht über dich."

Olga sah zu Boden; sie fürchtete, ihre Erregung zu verraten.

„Wir glauben beide, daß du ein herrlicher, edler Mensch bist, frei von Kleinlichkeiten und ohne Vorurteil", fuhr Daisy fort. „Ach bitte, komm doch Sonnabend auf ein Stündchen zu mir; ich bin ganz allein, da Papa zur Jagd nach Kolnicki eingeladen ist."

„Ich werde kommen, wenn Mama wohler ist", versprach Olga.

Als Daisy zum Wegfahren auf die Treppe trat, stand Roman schon unten bei dem Schlitten; er half dem jungen Mädchen einsteigen. Sie dachte an Olgas Bitte und ließ es geschehen, ja, sie gewann es über sich, seinen Abschiedsgruß ziemlich freundlich zu erwidern.

„Ich werde morgen meinen Besuch in Blagotir machen", beschloß Roman bei sich. „Ich will doch sehen, ob ich das unreife Ding nicht gewinne. Pah! Ich kenne die Weiber! Sie tun oft nur spröde und fühlen sich doch geschmeichelt, wenn man ihnen den Hof macht."

Brennende Neugier, Ilja Georgewitsch zu sehen, plagte Roman, außer dem bereits großen Wohlgefallen an Daisy. Jetzt erinnerte er sich auch immer deutlicher der Züge des Mannes, den er vor dreizehn Jahren in Wien gesehen hatte, auf der Anklagebank des Geschworenensaales, die Hand in der Binde. Ein Ausdruck tiefer Reue, aufrichtiger Trauer lag auf dem schönen, blassen Gesichte.

Und als Swerjew dem neuen Besitzer Blagotirs gegenüberstand, da wußte er, daß seine Kombinationen richtig waren. Spähend forschte Roman nach der verräterischen Narbe; sie fehlte sich zu seiner heimlichen Freude. — Es waren noch einige Nachbarn nach Blagotir gekommen. Die Herren saßen im Schreibzimmer Iljas, rauchten Zigaretten und unterhielten sich, während die Damen, unter denen auch Frau Nekrassow war, in Daisys reizendem Boudoir über eine Liebhabervorstellung debattierten. Die Diener gingen ab und zu, reichten Eis und Früchte herum, Petersburger Konfekt in herrlichen Kristallschalen und Zigaretten, denn die meisten Russinnen rauchten gern.

Ueber dem blauseidenen Sofa hing ein großes Oelbild. Es stellte eine reizende, junge Frau dar, die mit Daisy auffallende Aehnlichkeit hatte. Es war Soltjakows junge, früh verstorbene Frau, deren

Bild ein Künstler in Wien gemalt hatte.

Nach einiger Zeit kamen auch die Herren zu den Damen und die Unterhaltung wurde allgemein. Roman Romanowitsch näherte sich der Tochter des Hauses.

„Ich soll Ihnen Grüße von Olga bestellen, Dosia Iljanowna", begann er die Unterhaltung.

„Wie geht es Ihrer Frau Mutter?" fragte Daisy höflich.

„Es ist immer dasselbe", entgegnete Roman — er verstand es, seiner Stimme einen traurigen Ton zu geben — „für uns Kinder ist es trostlos, sie leiden zu sehen."

„Er ist doch besser als ich dachte. Vielleicht war ich zu schroff gegen ihn." So dachte das junge, weichherzige Geschöpf und sie gab sich Mühe, heute freundlicher zu sein. Sie tat es um Olgas willen, die sie ja herzlich liebte.

Roman wußte es so einzurichten, daß er während seines Besuches an Daisys Seite blieb. Die Menschen sollten sehen, daß die Tochter Soltjakows sich bereits gut mit dem Bruder ihrer Freundin eingelebt hatte.

„Mein Kind," sagte Ilja Georgewitsch, als sie wieder allein waren, „lasse dir von Swerjew nichts in den Kopf setzen. Er ist ein Schwerenöter, der wohl schon mehr als einer den Hof gemacht hat, ohne darüber Skrupel zu fühlen."

„Aber er gefällt mir ja gar nicht, Papascha!" rief Daisy entrüstet. „Ich war in Latwilischki recht schnippisch gegen ihn, nur Olga zuliebe bezähmte ich mich heute. Weißt du, sie kommt Samstag, ich sagte ihr, daß du zur Jagd fährst."

„So, sagtest du das? Und da versprach sie, zu kommen?"

„Ja, gleich. Habt ihr euch verzankt?"

Soltjakows schüttelte den Kopf zu dieser Frage.

„Na, dann ist es gut", meinte Daisy beruhigt.

7. Kapitel.

Olga Romanowna erwartete den Tag ihres Besuches in Blagotir mit stiller Sehnsucht. Sie freute sich, das Heim des Mannes wiederzusehen, der ihrem lange vereinsamten Herzen neues Leben gebracht hatte. Mit ihren durch die Liebe geschärften Augen sah sie tiefer als andere Menschen. Sie merkte, daß er etwas sehr Schmerzliches erlebt hatte, und ein großes Mitleid erfüllte ihre Brust. Das junge, ahnungslose Wesen, die Tochter Iljas, schien nichts von der Vergangenheit zu wissen. Vielleicht war es gut, daß es so war; es hätte ihren Frohsinn getrübt. Daß Soltjakow bemüht war, sein Kind in völliger Unwissenheit zu erhalten, dessen fühlte Olga sich überzeugt.

Es hatte die ganze Nacht geschneit, die Wege waren an manchen Stellen fast unpassierbar. Trotzdem wagte Olga die Fahrt nach Blagotir. In ihren warmen Fuchspelz gehüllt, saß sie neben dem Kutscher im Schlitten und freute sich des herrlichen Wintertages, der in durchsichtiger Klarheit Wald und Steppe nur um so schöner erscheinen ließ. Der Weg führte an dem Friedhofe vorbei. Olga hatte lange nicht das Grab ihres Bräutigams besucht. Sie befahl dem Kutscher zu halten und stieg aus.

„Fahre allein nach Blagotir, ich komme bald nach", sagte sie.

Sie hatte unter dem schützenden Pelz einen Strauß selbstgezogener Blumen; die sollten den Hügel schmücken, der sich über dem einst Heißgeliebten wölbte. Es mußte heute schon jemand hier gewesen sein; der Schnee war sorgsam entfernt, ein Kranz von Immergrün und roten Beeren lag auf dem Grabe. Und wieder fühlte Olga die zarte Aufmerksamkeit dessen, der ihrer Seele teuer war. Sie stand eine Weile in stillem Gebete neben dem Kreuze, das den Namen Michaels trug. Als sie ihre Andacht beendet, wendete sie sich zum Gehen. Sie erschrak heftig, hinter dem Stamme einer Tanne trat Ilja Georgewitsch hervor.

„Ich — ich dachte, daß Sie zur Jagd gefahren sind", stammelte sie verwirrt.

„Deshalb kommen Sie nach Blagotir?" versetzte er, und es klang ein schmerzlicher Vorwurf durch seine Stimme. „Sie meiden mein Haus, Olga Romanowna, ich weiß es."

Sie schwieg und beschleunigte den Schritt.

„O! Nicht länger mit ihm allein sein, nicht länger seine Stimme hören, die ihr ins Herz schnitt.

„Ich muß Ihnen für die Pflege des Grabes danken", begann sie endlich, ohne auf seine Worte zu antworten. „Lange schon wollte ich es tun."

„Sie haben den, der dort ruht, wohl sehr geliebt?" fragte er leise.

„Ja, das habe ich." Sie sagte es mit bebender Stimme. Eine tiefe Erregung hatte sie gepackt.

Soltjakow mißdeutete sie.

„Sie kann ihn nicht vergessen", dachte er.

Still schritten sie nebeneinander her. Von den schneebedeckten Bäumen stäubt es auf sie nieder und aus dem Walde tönt das Girren der wilden Taube — Wie im Bann fühlen sich die beiden Menschen, wie sie so dicht nebeneinander gehen. Kurz, ehe sie das Haus erreichen, bleibt Ilja stehen. Sein Gesicht ist sehr ernst und ruhig; jede Spur von Erregung ist gewichen.

„Versprechen Sie mir etwas, Olga Romanowna", sagt er bittend. „Wenn Sie je eines väterlichen Freundes bedürfen, so denken Sie an mich und vertrauen Sie mir."

„Das will ich", ringt es sich über ihre Lippen, und wieder sagte sie sich, daß sie sich beherrschen muß, um sich nicht zu verraten.

„Ich danke Ihnen, mein liebes Kind", entgegnete Soltjakow, der sich schon heute in der Rolle, die er sich zu spielen vornimmt, üben will.

Daisy jubelt der Freundin entgegen. In ihrer Lebhaftigkeit ruft sie:

„Papascha hat dich überlistet, er ist nicht zur Jagd gefahren. Er sagte, er sei erkältet, aber ich glaube es gar nicht; er blieb nur, um dich zu sehen."

„Aber Daisy", mahnte Ilja ärgerlich, „du plapperst oft Unsinn."

Sie fliegt ihm an den Hals.

„Schilt nicht, goldenes Väterchen", schmeichelt sie, „ich bin ja so froh, euch beide hier zu haben. Es soll recht gemütlich werden! Kommt nur, das Feuer knistert im Kamin, und der Diener hat auf meinen Befehl soeben den Samowar hereingebracht."

Daisy zog die Freundin an der Hand mit sich; die Verlegenheit Olgas entging ihr.

Noch lange erinnert sich Olga Romanowna der Stunden, die sie an jenem Tage bei den Nachbarn verlebte. Die drei Menschen bildeten ein harmonisches Trio und der Frohsinn Daisys wirkte wohltuend auf ihren Vater und seinen für gewöhnlich ernsten Gast.

„Bitte, spielen Sie etwas", sagte Ilja Georgewitsch, „ich habe Sie noch nie gehört. Daisy erzählte mir oft begeistert von Ihrer Kunst."

Der schöne Flügel stand im Kaminzimmer. Soltjakow war ein begeisterter Musikenthusiast, und heute fand er einen hohen Genuß an dem Spiele seines Gastes, der besonders Grieg mit Vollendung wiedergab.

„Spielen Sie auch die Peergynt-Suite?" fragte Soltjakow. „Das ist meinem Geschmacke nach fast

das herrlichste Werk des nordischen Meisters."

Olga bejahte; ihre schlanken Finger glitten leise über die Tasten.

Daisy, die in einer wirtschaftlichen Angelegenheit abgerufen wurde, verließ das Zimmer; Ilja und sein Gast blieben allein. Nur das Licht einer Stehlampe mit rotem Schirm und das Feuer im Kamin erhellten den Raum, durch den die ergreifenden Töne zogen.

Ungern spielte Olga „Asens Tod". Heute tat sie es. Sie war wie im Traume. Die tiefe Erregung ihrer Seele gab sich in der Wiedergabe kund, mit der sie die hinsterbende Melodie vortrug.

Den Kopf in die Hand gestützt, lauschte Soltjakow. Er denkt an die Vergangenheit, an sein junges Weib, deren Todesstunde er nicht durch seine Gegenwart erleichtern konnte, deren Dahinscheiden man ihm trocken mitgeteilt hatte. Nicht einmal die letzte Ehre konnte er ihr erweisen. Fremde standen an der Gruft und sein Kind war eine mutterlose Waise durch des Vaters Schuld geworden. Soltjakow stöhnte qualvoll. Er hatte Olgas Gegenwart vergessen; sein Leid hielt mit ihm Zwiesprache.

„Sie leiden", sagte eine weiche Frauenstimme.

Er fuhr aus seinem Grübeln auf.

Olga stand neben ihm, halb über ihn gebeugt, namenloses Mitleid in ihren Augen. Er schaute zu ihr empor, wie der Verzweifelte zu seinem rettenden Engel.

„Wenn Sie wüßten", murmelte er, „Sie würden vielleicht vor mir erschauern."

Er sprach wie hypnotisiert durch die Macht der Musik.

„Nein, ich würde Sie verstehen und bemitleiden, Ilja Georgewitsch."

Sein Haupt senkte sich noch tiefer.

„Ich — verdiene es nicht", stößt er zwischen den Zähnen hervor. „Oft möchte ich einen Menschen haben, dem ich von jenen alten, schweren Tagen erzählen kann; es würde mir das Herz erleichtern."

„Sie haben mir vorhin gesagt, daß ich Sie als Freund betrachten soll; die wahre Freundschaft bedingt Vertrauen. Erscheine ich Ihnen dessen nicht wert?"

Olga fragte es mit so inniger Betonung, daß es den Mann an ihrer Seite packte. Er ergreift ihre Hände, will sprechen, doch die Stimme versagt. Er atmet mühsam und es zuckt in seinem Gesichte.

„Jetzt noch nicht — später — vielleicht au risque de perdre votre amitié", ringt es sich aus seiner verschlossenen Brust hervor.

„Das fürchten Sie nicht. Ich werde Sie immer verstehen, Ilja Georgewitsch."

„Peut-être dans la foule une âme que j'ignore Aurait compris mon âme et m'aurait répondu."

Sehr leise sagte er diese Worte. Sie aber geht noch einmal zum Flügel. Sie spielt. Es ist eine weiche, ergreifende Melodie, ein zweifelndes Fragen und zaghaftes Antworten, ein Fordern und Gewähren. Soltjakow fühlt es, Olga hat dieses Lied komponiert; es schmiegt sich in seiner Klangfülle an die französischen Verse, die er bezeichnet hat.

Daisy ist zurückgekehrt; das gefährliche Alleinsein ist zu Ende.

Von diesem Tage an lebt ein stilles Einvernehmen zwischen Soltjakow und Olga Romanowna Swerjew; sie wissen, daß sie sich innerlich nahe stehen.

8. Kapitel.

Seitdem Roman Romanowitsch nach Latwilischki zurückgekehrt war, sind mehrere Wochen vergangen. Es ist Ende Februar geworden. Immer mehr von seinen Gläubigern bedrängt, weiß Swerjew nicht ein noch aus. Nur die Findigkeit des Verwalters Grigori Tischnofski macht es noch möglich, daß sein Herr sich über Wasser hält. Swerjew behandelt sein Werkzeug bald mit kameradschaftlicher Vertraulichkeit, indem er mit ihm trinkt, bald ist Roman herrisch und von brutaler Heftigkeit gegen Tischnofski. Ein wütender Haß beginnt in der Seele dieses Schurken zu wachsen. Ja, er haßt seinen Herrn und fürchtet ihn noch mehr mit der sklavischen Furcht eines Hundes, der bald gestreichelt, bald mit Fußtritten behandelt wird.

Tischnowski wäre schon lange gegangen, wenn er sich nicht bei den Wuchergeschäften Romans seinen Vorteil verschafft hätte. Er besaß bereits ein rundes Sümmchen und trachtete danach, es zu vermehren, deshalb nahm er alles scheinbar gelassen entgegen.

„Warte nur, mein Lieber, meine Stunde wird noch kommen", dachte Grigori, „ich werde dir alles heimzahlen, wenn du Haus und Hof verlierst, werde ich in Latwilischki als Besitzer wohnen bleiben."

Olga sah mit scharfem Blicke, was der kranken Mutter, die in den Sohn vernarrt war, entging. Roman wollte das kleine Vermögen der Schwester in die Hände bekommen.

„Ich würde es in kurzer Zeit am Karteutische verdoppeln", dachte er mit dem den Spielern eigenen Optimismus.

Kurz und entschieden weigerte Olga sich, dem Bruder dieses letzte Geld zu geben.

„Du bist mir eine schöne Schwester", tobte Roman, indem er blaurot im Gesichte wurde. „Dein Geiz wird dir keinen Segen bringen."

„Es ist nicht Geiz", sagte Olga, sich mühsam bezähmend, „ich kann nicht die letzten Hilfsmittel aus der Hand geben, damit du sie verspielst oder vergeudest. Ich sehe es kommen, daß wir bald Latwilisheki verlassen müssen. Soll ich mit unserer armen, kranken Mutter auf der Straße bleiben oder betteln gehen?"

Roman warf sich in die Brust.

„Das ist wohl nicht nötig", sagte er prahlend, „ich bin auch noch da und kann für euch sorgen."

„Durch das Spiel?" fragte sie bitter. „Du hast nie arbeiten gelernt."

„Ich habe es bisher gottlob noch nicht nötig gehabt."

„Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr", entgegnete Olga wegwerfend.

Sie entfernte sich, ohne auf die häßlichen Worte zu achten, die Roman ihr in maßlosem Zorne nachrief.

„Es ist Zeit, um Ernst zu machen", sagte er sich. „Bei der nächsten Gelegenheit halte ih cum Daisy Soltjakow an. Ist sie erst meine Frau, so gelobe ich mir, ein neues Leben zu beginnen und solide zu werden."

Ahnte Daisy etwas? Sie verstand es, Roman Romanowitsch zu vermeiden — zu seinem Aerger.

„Ob ich nicht lieber beim Vater freie", dachte Swerjew. „Aber nein, ich muß zuerst sicher sein, daß die Tochter mich nimmt. Hm, eigentlich kann ich nicht gerade behaupten, daß sie mich ermutigt; sie entschlüpft mir jedesmal, wenn ich mich ihr nähern will. Wenn mir nur nicht der junge, der Boris Arbutin, ins Gehege kommt. Er wird zu Ostern in Datnofka erwartet und er soll meiner Auserwählten bei seiner letzten Anwesenheit sehr den Hof gemacht haben."

Roman kratzte sich den kahlen Kopf.

„Ich will doch etwas das Terrain bei dem Alten, ich meine Ilja Georgewitsch, sondieren. Zeigt er sich ablehnend, so habe ich ein Mittelchen, um ihn willig

zu machen. Ich zögerte schon viel zu lange."

Fürst Arbutin und seine Familie verkehrten am eifrigsten mit Ilja und Daisy. Der echt vornehme Zuschnitt des russischen Magnatenhauses und die herzliche Gastfreundschaft in Datnofka machten das Schloß zum Mittelpunkt heiterer Geselligkeit. Soltjakows waren stets gern gesehene Gäste und die warme Freundschaft der Herren wuchs mit der Zeit.

„Ich hoffe, Boris und Dosia Iljanowna werden ein Paar", sagte die Fürstin Ljuba Arbutin eines Tages zu ihrem Gatten, „die Familie ist alt und von tadellosem Ruf, wenigstens so viel wie ich weiß.

„Auch ich habe schon diesen Gedanken gehabt", stimmte Wladimir Borissowitsch seiner Frau bei, „ich träte gern mit Ilja Georgewitsch in ein nahes Verwandtschaftsverhältnis, habe ich ihn doch aufrichtig lieben und achten gelernt."

„Nun, Boris kommt ja zu Ostern; hoffentlich macht es sich dann. Sie scheinen ja Wohlgefallen aneinander zu finden."

„Morgen ist Jagd bei Nieprofskis. Ich will Ilja Georgewitsch schon jetzt einladen, uns am ersten Osterfeiertage zu besuchen."

„Ja, ich lade ihn und seine Tochter ein", sagte Fürstin Ljuba beistimmend.

Alle Jäger sahen der morgigen Jagd mit gespannter Erwartung entgegen. Außer dem reichen Wildbestande waren auch Bären in den großen Wäldern Nieprofskis. Die Raubtiere richteten großen Schaden an; sie zerrissen die Schafe und Schweine der Bauern, und hatten sogar ein kleines Kind zerfleischt. Da galt es, den frechen Räubern eins auf den Pelz zu brennen. Ueberall war Soltjakows Treffsicherheit bekannt; auf den Jagden hatte man ihn als unvergleichlichen Schützen und tollkühnen Mann kennen gelernt. Einmal hatte er seine letzte Kugel auf einen Wolf verschossen. Das verwundete Tier stürzte sich auf den Jäger, aber Ilja Georgewitsch zog kaltblütig ein blitzendes Messer hervor und stieß es dem Wolfe gerade ins Herz. Alle gratulierten dem Mutigen; die blutbefleckte Waffe wanderte von Hand zu Hand. Es war eine haarscharfe, dreikantige Waffe, eine Art Stilett, nur länger und stärker. Die Herren bewunderten den blanken Stahl, der, von kundiger Hand geführt, doppelt gefährlich werden mußte.

„Ich habe in Amerika mehr als einer Lebensgefahr getrotzt, wenn ich diese Waffe bei mir hatte", sagte Soltjakow leichthin.

„Und Sie können es auch hier, wie wir soeben sahen", bemerkte Arbutin, der das Stilett säuberte und genauer betrachtete.

Es war ein nebliger Tag, als sich die Jäger bei Nieprofski einfanden. Der Schnee war weich geworden, man sah jede Fährte deutlich. Der Förster meinte, das sei gerade das rechte Wetter um Meister Petz zu jagen. In weitem Kreise umstanden die Bauern die Stelle des Waldes, wo der Bär in einem großen, hohlen Baume hauste. Ueber dem kurzen, einst weiß gewesenen Schafspelz trägt der russische Bauer im Winter oft einen Schal aus buntem Stoffe, der die Taille einschnürt, den Kopf bedeckt die große Fellmütze und die Beinkleider, die weit und faltig von grobem Wollzeuge sind, stecken in hohen, gelben Schaftstiefeln.

„Heute kriegen wir den Räuber, Väterchen", sagte ein schmucker junger Bauer zu einem alten Manne, „der Bär hat mir in diesem Winter das zweite Schaf geraubt."

„Und mir ein fettes Schwein!" rief ein bärtiger Mann.

„Mir hat der braune Satan die Bienenstöcke umgeworfen und den ganzen Honig gefressen", erzählte ein dritter Bauer.

„Tod dem braunen Satan!" riefen alle aufgeregt.

Mit Schreien und Johlen schloß sich der Kreis eng und enger um des Bären Lager. Die Bauern hielten zwei Holzbretter in den Händen, die sie gegeneinander schlugen; das Wild wird dadurch aufgescheucht und läuft den Jägern schußgerecht vor den Lauf. Einige Schüsse knallten. Einige Hasen und Füchse waren erlegt — auch ein Erlenkalb — aber noch immer zeigte sich Meister Petz nicht. Die Gesichter der Bauern wurden länger und länger.

„Sollte der schlaue Satan entwischt sein?" dachten sie ärgerlich.

Auch Tichnowski nahm an der Jagd teil. Er war am Abend vorher zufällig zu dem Förster Nieprofski gekommen und dieser forderte ihn auf, sich doch das Treiben anzusehen, was Grigori gern annahm. Er bekam meine Flinte und mischte sich unter die Bauern, da er sich nicht in den Kreis der Geladenen wagte.

Um zwölf Uhr brach die Sonne sich Bahn und der Nebel verschwand unter ihrem siegreichen Gruß.

„Geben Sie acht, Herr", sagte der Förster Nieprofski zu Soltjakow, „gleich werden wir etwas erleben. Hören Sie, wie der Bär brummt; er wittert unsere Nähe, und hier sehen Sie seine Spuren", er deutete auf die frische Fährte.

In dem weichen Schnee sah man die plumpen Tatzen des Raubtieres. Noch andere Anzeichen ließen darauf schließen, daß man sich seinem Lager näherte, abgenagte Knochen, Fellstücke und Ueberreste der geraubten Beute lagen umher. Das Brummen wurde lauter und lauter, die Hunde bellten wütend und stürzten vorwärts. In seiner ganzen Höhe aufgerichtet, stand der Bär vor seiner Höhle; es war ein ungewöhnlich großes, starkes Exemplar. Zottig hing ihm das braune, grau gesprenkelte Fell um den kräftigen Körper, die kleinen grünlichen Augen funkelten wild und aus dem geöffneten blutroten Rachen blitzten die gewaltigen Zähne.

Dem ersten Hunde, der in seinen Bereich kam, versetzte der Bär einen gewaltigen Hieb mit der Tatze, daß derselbe laut aufschreiend mit gebrochenen Rippen liegen blieb; er verendete fast sogleich.

„Hallo! Satan, Räuber!" schrien die Bauern.

Die Jäger waren näher gekommen. Arbutin war allen voran, hinter ihm kam Soltjakow. Der Fürst schoß. Eine Kugel ging vorbei, die zweite traf den Bären, aber nicht tödlich. Da stürzte sich das rasend gemachte Untier auf Arbutin. Er umklammerte ihn mit den gewaltigen Armen, und seine Tatze mit den furchtbaren Krallen blitzschnell erhebend, machte der Bär den Versuch, über den Kopf seines Opfers zu fahren. Die Mütze Wladimir Borissowitsch' war zu Boden gefallen; vergeblich versuchte der bedrängte Mann, seinen Hirschfänger zu ziehen; er konnte den Arm nicht frei bekommen. Doch bevor noch der Bär den Fürsten mit den scharfen Krallen kämmen konnte, wobei dem Unglücklichen gewöhnlich die ganze Kopfhaut abgerissen wird, bevor sich das Gräßliche ereignete, war Soltjakow an der Seite des Freundes; er legte die Flinte an und schoß. Mitten ins Herz getroffen, stürzte der Bär zu Boden.

„Sie haben mein Leben gerettet", rief der Fürst, „wie soll ich Ihnen danken, Ilja Georgewitsch!"

Arbutin umarmte und küßte Soltjakow.

Dies alles trug sich in einigen Sekunden zu, noch ehe die anderen Jäger herzugeeilt waren. Jetzt umstanden alle den getöteten Feind. Die Bauern schmähten ihn und stießen ihn mit Füßen.

„Honigräuber, Schafsdieb, nun wirst du uns keinen Schaden mehr tun können!", brüllten alle durcheinander.

„Bringt den Bären nach Rosmarischew", sagte Herr von Nieprofski. „Sie werden mir erlauben, Ilja

Georgewitsch, Ihnen das Fell zu verehren", fügte Nieprofski höflich hinzu.

Zum Abend kamen noch mehrere Nachbarn nach Rosmarischew, auch Swerejw war unter ihnen. Es wurde hoch gespielt und Roman Romanowitsch verlor mehrere hundert Rubel.

Soltjakow spielte nie. Er beobachtete das erhitzte Gesicht Romans, seine zitternden Hände; ein Abscheu gegen den Wüstling erfüllte ihn. Und dieser Mensch warb um Daisy, um das reine ,unschuldige Wesen, er war der Bruder Olgas, deren Bild im Herzen Iljas lebte.

„Können Sie mir nicht Geld leihen?" fragte Swerjew, und die Stimme, die Soltjakow anredete, klang fast gebieterisch, „ich habe heute Pech gehabt, aber noch kann ich alles wiedergewinnen! Fremdes Geld bringt Glück, so heißt es."

Ilja reichte ihm schweigend tausend Rubel.

Swerejw dankte kaum. Er eilte an den Kartentisch zurück und spielte wieder, diesesmal mit grossem Glücke.

Trotzdem dachte er nicht daran, die entliehene Summe wiederzuerstatten. Gegen Morgen fuhr man auseinander.

Es fiel allen auf, wie ablehnend sich Soltjakow gegen den Nachbar aus Latwilischki verhielt, auch daß Swerjew im Verkehre mit Ilja eine wegwerfende Art hatte, etwas Ueberhebendes.

Warum duldete Soltjakow es?

Nein, er wollte es nicht so ohne weiteres hinnehmen. Als er Swerjew nach einigen Tagen zufällig im Walde traf, stellte er ihn zur Rede und verbat sich sein taktloses Betragen.

„Nun — ich habe vielleicht triftige Gründe dazu", entgegnete Roman Romanowitsch drohend.

„Wie meinen Sie das? Bitte um Ihre Erklärung."

„Dreizehn Jahre sind eine lange Zeit", sagte Swerjew mit eigentümlicher Betonung.

„Dreizehn Jahre", wiederholte Soltjakow.

„Sie werden mich wohl verstehen." Mit diesen Worten verschwand er im Walde.

Soltjakow blickte ihm nach.

Eine unbestimmte Angst kam über ihn.

Was sollten diese Worte bedeuten? Wußte Roman etwas von der Vergangenheit? Wie konnte er dazu kommen?

Ein gequälter Ausdruck breitete sich über das Gesicht des Mannes, der hocherhobenen Hauptes einherzugehen gewohnt war, der durch ein Leben der Arbeit zu vergessen gehofft hatte, was in einer unseligen Stunde geschehen war.

9. Kapitel.

Der Gesundheitszustand Frau Swerjews wurde im März immer schlechter. Olgas kindliches Herz blutete; sie umgab die Kranke mit Liebe und pflegte sie aufopfernd Tag und Nacht.

Daisy kam jetzt fast nie mehr nach Latwilischki oder nur dann, wenn sie Roman Romanowitsch fern wußte. Er versuchte es in seiner blinden Eitelkeit, sich der Tochter Soltjakows zu nähern,und nährte die Hoffnung, daß sie ihn zuletzt doch noch erhören werde. Wenn sich Ilja Georgewitsch und Swerjew sahen, ließ Roman es nicht an hingeworfenen Andeutungen fehlen, die nur von Soltjakow verstanden werden konnten und ihn in Aufregung versetzten. Immer mehr gewann er die Ueberzeugung, daß Swerjew das traurige Geheimnis seines Lebens kannte, daß er ihn in Händen hielt.

„Wenn mein Kind es eines Tages erfährt, bin ich vernichtet," sagte Ilja verzweifelt.

Sein bisher ruhiges, sicheres Wesen erhielt etwas Zerfahrenes, das allen auffiel und das man sich nicht erklären konnte.

Als bei Swerjews der Zusammenbruch nahte, als Roman Latwilischki nicht mehr halten konnte, kam es zu einer Szene zwischen ihm und dem Verwalter. In grenzenloser Heftigkeit warf Swerjew dem Tischnofski vor, ihn auf Schritt und Tritt betrogen zu haben, und als der halb betrunkene Grigori grob antwortete, fiel sein Herr über ihn her und bläute ihn durch, dann warf er ihn die Treppe hinunter.

Blutend, zerschlagen, raffte der Verwalter sich auf. Sein von Blattern zerrissenes Gesicht war von Blut entstellt. Er hob drohend die Faust.

„Das wirst du mir büßen", zischte er, „das vergesse ich dir nicht!"

Der Lärm der widerwärtigen Szene drang bis an das stille Krankenzimmer. Frau Swerjew öffnete die müden, glanzlosen Augen.

„Was gibt's, Olga", flüsterte sie kaum hörbar. „Es war deines Bruders Stimme, bitte, rufe ihn!"

„Es regt dich auf, mein goldenes Mütterchen", versetzte Olga, die am Fenster stand, „du bedarfst der äußersten Schonung."

In diesem Momente wurde die Tür aufgerissen, Roman stürzte ins Zimmer; er erzählte den Damen, was er eben erlebt hatte. Da kam seine eigentliche Natur zum Durchbruche ;er zeigte sein wahres Gesicht, das eines rohen, gewalttätigen Menschen.

Mit weit aufgerissenen Augen starrte seine Mutter ihn an.

War das ihr Sohn? Der Liebling ihres Herzens? Hatte sie sich in ihm getäuscht und, erkannte sie in dieser Stunde den traurigen Irrtum ihrer blind vergötterten Liebe?

„Du tötest mich", stammelte sie qualvoll. Dann sank sie zurück; eine tiefe Ohnmacht raubte ihr das Bewußtsein.

Olga kniete neben dem Bette, das die Kranke nicht mehr verließ.

Roman war nun doch erschreckt; er wollte der Schwester behilflich sein. Mit einer Gebärde des Abscheues stieß sie seine Hand weg.

„Rühre sie nicht an", sagte sie mit schneidender Kälte, „hole lieber den Arzt ,ehe es zu spät ist."

Roman stürzte davon. Er warf sich auf ein Pferd und jagte nach Vernofka. Als er mit dem Arzte wiederkehrte, hatte seine Mutter ausgelitten; das kranke Herz war gebrochen. Olga allein war in der Todesstunde bei ihr gewesen. Jetzt kniete sie weinend am Totenbette; ihre ganze Seele lag vor Gott im Staube, sie betete heiß und lange.

Die Kunde von dem Trauerfalle in Latwilischki verbreitete sich schnell in der Nachbarschaft. Soltjakow und seine Tochter waren die ersten, die kamen. Daisy, die noch nie einen Toten gesehen hatte, war tief ergriffen. Das war also das Ende! Es stand ihr bevor, allen denen, die sie liebte: ihrem Vater, ihren Freundinnen — Boris!

In dieser Stunde fiel der Schleier von ihrem Empfinden, ja, sie wußte es plötzlich klar, sie liebte den Jugendgespielen. Neben dem Ernste des Todes junges, aufblühendes Leben.

Ilja Georgewitsch' fester, warmer Händedruck sagte der gebeugten Tochter mehr als Worte; mitten in ihrem Kummer fühlte sie sich verstanden und getröstet.

Der Priester hielt, wie es in Rußland Sitte ist, jeden Tag eine Andacht am Sarge; alle Anwesenden bekommen dazu eine geweihte Wachskerze in die Hand und bekreuzigten sich häufig.

Die Geschwister standen neben der Bahre, äusserlich durch denselben Schmerz vereint, innerlich weit getrennt .Sie gingen auch zusammen hinter dem Leichenwagen und standen an der Gruft.

„Es ist das letzte Gemeinsame", dachte Olga. „unsere Wege liegen von nun an weit auseinander.

Ich werde nach Moskau übersiedeln und auf eigenen Füßen stehen; Gott Lob, daß ich es kann."

„Väterchen", bat Daisy, „wir wollen Olga mit nach Blagotir nehmen .Sie darf hier nicht bleiben; sie sieht aus, als ob sie selbst schwer krank wird. Wer soll sie hier pflegen und zerstreuen?"

„Ich habe denselben Gedanken gehabt, mein Seelchen", entgegnete Ilja, „bitte sie, uns die Freude ihres Besuches zu schenken."

In ihrer herzigen Art tat Daisy es. Auch Roman befürwortete ihre Aufforderung. Er hoffte durch die Annahme derselben öfter nach Blagotir zu kommen, unter dem Vorwande, die Schwester zu sehen.

Olga zögerte noch. Da trat Soltjakow auf sie zu.

„Sie haben mir die Rechte eines väterlichen Freundes eingeräumt", sagte er, „heute mache ich davon Gebrauch. Bitte, kommen Sie mit uns."

Da sagte sie zu. Sie wußte, daß es für sie eine bittersüße Qual sein mußte, Soltjakow täglich zu sehen, aber sie konnte sich dieses Glück nicht versagen. Nachher verließ sie ja diese Gegend und zog in die Weite, um niemals wiederzukehren.

Alles, was zarteste Rücksicht erdenken konnte, umgab die Trauernde in Blagotir. Daisy und ihr Vater überboten sich in Aufmerksamkeiten; sie behandelten ihren Gast nicht als solchen, sondern wie einen lieben Hausgenossen, wie eine nahe Verwandte.

Tischnofski war verschwunden. Es hieß, er sei nach Charkow verreist. Eine stille Wut gegen den Verwalter gärte in Romans Brust. Er gab ihm die Schuld an dem Tode der Mutter, ohne sich zu sagen, daß er selbst wohl den Hauptteil daran trug.

Es gibt eben Menschen, die in ihrer Selbstverherrlichung sich rein waschen und nie anklagen, die andere für alles verantwortlich machen, was ihnen begegnet.

Ostern war nahe, dieses größte Fest für die Russen, die nach langen Fastenwochen die Freuden des Osterfestes genießen. Selbst in der ärmlichsten Hütte wird dazu gebacken; der Priester weiht das Brot und die bunten Eier, die Fleischspeisen und was es sonst gibt. Je reicher der Russe ist, desto auserlesenere Schüsseln stehen auf der weißgedeckten, mit Blumen geschmückten Tafel .Die Bauern trinken Kornbranntwein, die Gutsbesitzer Champagner und französische Liköre. Drei Tage lang wird nichts im Hause gekocht. Wer essen will, setzt sich an den Ostertisch; die Nachbarn besuchen sich, und man hält sich für die langen, strengen Fasten schadlos.

„Wir lassen dich nicht sobald fort, Olluschka", sagte Daisy, nachdem die Freundin zwei Wochen bei ihnen gewesen war. „Du siehst noch recht elend aus und mußt wieder frische Wangen bekommen. Eigentlich könntest du ganz bei uns bleiben."

Auch Soltjakow hätte wiederholt darum gebeten, aber Olga verweigerte es .Sie sprach davon, daß sie sich in ihrer Kunst ausleben wollte.

Ilja schwieg dann jedesmal.

Er dachte, daß sie recht hatte, daß Ruhm und Ehren ihrer warteten, und daß Fräulein Swerjew keinen größeren Wunsch hege, als nun endlich eine Konzerttournee zu beginnen, die ihren Namen bekannt machte. Er ahnte nicht, wie heiß das Mädchenherz in seiner Nähe pochte, wie Olga sich mühsam beherrschte, um ihre Liebe nicht zu verraten. Im Zusammenleben mit dem edlen, interessanten Mann war ihr Gefühl riesengroß geworden. Sie weinte oft halbe Nächte lang, es fiel ihr so schwer, Blagotir zu verlassen. Was bedeuten alle die Ovationen, die ihrer harrten, gegen das namenlose Glück, das sie an der Seite des geliebten Mannes zu finden sicher war. Ja, seine Frau mußte glücklich werden, und welch' schöne Aufgabe lag in ihren Händen! Sie durfte alle die frühzeitigen Kummerfalten fortwischen und seine Augen, die ein heimliches Leid getrübt hatte, heller leuchten machen. War das nicht eine Aufgabe, für die zu leben es sich lohnte?

Die Anwesenheit seiner Schwester in Blagotir veranlaßte Roman, einigemal in der Woche zu dem Nachbarn zu kommen. Sowohl Ilja wie auch Daisy hatten sich stillschweigend das Wort gegeben, um Olgas willen die Besuche des Bruders zu ertragen; sie wünschten ihr jede Zurücksetzung zu ersparen. Roman legte es sich zu seinen Gunsten aus. Er hielt es endlich für angemessen, sich Daisy gegenüber zu erklären, aber mit echt weiblicher Schlauheit verstand sie es, ihn nicht so weit kommen zu lassen.

„Heute forciere ich es," dachte Roman, „ich muß als der Verlobte des reichen Mädchens Blagotir verlassen; ich bin wie ein Narr in sie verliebt."

Der Zufall war ihm günstig.

Er traf Daisy auf einem Spaziergange im Walde; Olga hatte Kopfweh und konnte sie nicht begleiten.

„Darf ich mich Ihnen anschließen?" bat Swerjew höflich, nachdem er die Tochter Iljas begrüßt hatte.

„Gewiß, aber ich bin schon auf dem Heimwege begriffen," entgegnete das junge Mädchen.

„Das tut nichts, Dosia Iljanowna, es ist schon lange mein heißer Wunsch gewesen, Sie einmal allein zu treffen."

Sie antwortete nicht und beschleunigte den Schritt; er blieb an ihrer Seite.

„Wissen Sie denn nicht, daß ich Ihnen viel zu sagen habe?" fragte er.

„Ich wüßte wirklich nicht," begann sie, stockte aber in einem Gefühle mädchenhafter Befangenheit.

„Dosia Iljanowna, ich liebe Sie!" rief Serjew feurig, „als ich Sie das erstemal sah, nahmen Sie mein ganzes Herz gefangen. Wollen Sie meine Frau werden?"

„Nein," entgegnete sie hart, „das kann nicht sein — niemals!"

„Warum nicht?" fragte Roman gekränkt.

„Sie sind kein guter Mensch," brachte Daisy hervor, „wenigstens halte ich Sie nicht dafür."

„O, Sie haben auf böse Lästerzungen gehört? Aber ich schwöre es Ihnen, ich will mich ändern! Ich will Sie auf Händen tragen, wenn Sie mich erhören: wenden Sie sich nicht von mir, Sie sind der Rettungsanker, an den ich mich klammere, der holde Lichtstrahl in der Nacht meines Lebens."

Das junge, unerfahrene Mädchen hörte nicht das gemachte Pathos dieser Worte. Sie fühlte sich geschmeichelt durch die Liebeserklärung, die erste, die sie empfing.

„Es tut mir leid," begann sie, „aber ich muß bei dem bleiben, was ich Ihnen antwortete."

„So finden Sie keinen Funken von Liebe für mich?" preßte Roman zwischen den Zähnen hervor.

Daisy schüttelte den Kopf.

Ein Blitz, nahe an Haß, traf sie.

„Ich weiß, warum ich nichts zu hoffen habe," sagte Roman leise und ärgerlich, „ich trage allerdings keinen roten, goldverschnürten Husarenrock und bin auch kein Fürst."

„Was wollen Sie damit sagen?" stotterte Daisy errötend.

„Sie lieben Boris Arbutin," entgegnete Serjew, der sich nicht schämte, das keusche Empfinden eines Mädchenherzens bloßzulegen.

Daisy lief ins Haus und war den Tränen nahe. Hatte sich ihr Interesse denn so offenkundig dar-

getan, daß dieser unangenehme Mensch es bemerkt hatte, oder war es bloß eine Vermutung.

Es wird mir jetzt immer einfallen," dachte Daisy, „es wird mich gegen Boris verlegen machen."

Sie wischte zornig die Tränen von ihren Wangen, die sich unter den langen Wimpern hervorgedrängt hatten.

„Hoffentlich ist Roman weggefahren."

Zu ihrer großen Verwunderung saß Roman Romanowitsch neben seiner Schwester. Er tat, als ob nichts gewesen sei, und unterhielt sich wie immer.

„Er nimmt es sich nicht zu Herzen," sagte sich Daisy beruhigt.

„Noch sind nicht alle Patronen verschossen; die beste habe ich noch vorrätig, die Festung muß sich ergeben."

So denkend verabschiedete sich Serjew um zehn Uhr.

Auf dem Heimwege nach Latwilischki machte er sich seinen Plan zurecht. Er wollte nicht gleich mit Soltjakow sprechen, vielleicht besann sich das kapriziöse Mädchen. Nach einiger Zeit wollte Serjew noch einmal anfragen und dann erst das Aeusserste tun.

„Und wenn auch Ilja Georgewitsch nein sagt, nachdem ich ihm enthülle, daß ich sein Geheimnis kenne, so verweigere ich ihm als Bruder, sich Olga weiter zu nähern. Als allerletztes Gewaltmittel erfährt Dosia, was ich in Erfahrung gebracht habe. Sie ist eine viel zu gute Tochter; sie wird mich heiraten, um den Vater nicht bloßzustellen."

Roman ließ sich, zu Hause angelangt, Schnaps geben; Wein gab es nicht im Keller. Lange saß er, über seine Pläne brütend, da. Endlich taumelte er berauscht nach dem Schlafzimmer, wo er auf sein Bett niedersank und bis in den Tag hinein den schweren Schlaf der Trunkenen schlief.

10. Kapitel.

Boris Arburtin kam am Sonnabend vor Ostern in Datnofka an. Er hatte einen längeren Urlaub und freute sich, die Eltern und seine Schwestern wiederzusehen. Sein Herz pochte in sehnsüchtiger Ungeduld, wenn er an Daisy dachte, und er konnte kaum die Osternacht erwarten, wo sich alle Nachbarn zum Gottesdienste in der Kirche von Datnofka einfanden. Auch Soltjakows würden nicht fehlen; zum erstenmal feierten sie das Fest in der Heimat.

Um zehn Uhr strömten die Bauern bereits zur Kirche, die Equipagen der Gutsbesitzer und Pächter schlugen den Weg zum Gotteshause ein und bald füllte es sich Kopf an Kopf. Der Gesang ließ manches zu wünschen übrig. Die näselnde Stimme des Popen löste sich mit den Liedern ab, der mächtige Baß des Kirchendieners fiel dazwischen ein. Alle standen, denn es gibt in den russischen Gotteshäusern nur einige Bänke für die ganz alten oder kranken Leute.

Die Damen tragen in der Osternacht gern neue Kleider; die weiße Farbe ist vorherrschend.

Auch Daisy trug heute ein solches Gewand; sie sah darin so reizend aus, daß Boris Arbutin ganz unaufmerksam wurde.

Weihrauchwolken füllten den Raum. Die erste Morgenstunde nahte, die Auferstehung Christi bedeutend. Lauter schwoll der Gesang an; die geweihten Kerzen wurden angezündet und der Pope begann den feierlichen Umzug vor den verschiedenen Altären mit den Heiligenbildern. Im Gedränge wurde Soltjakow von seiner Tochter getrennt; Daisy sah sich mitten unter den Bauern, weit entfernt von dem Hochaltar. Alle Glocken läuteten, die große mit ihrem tiefen, die kleinen mit ihrem feinen, hellen Klang.

„Christ ist erstanden; er ist wahrhaftig auferstanden", verkündete der Pope und murmelnd wiederholten alle die frohe Botschaft.

Es herrscht bei den Russen die Sitte, daß in der Osternacht erlaubt, drei Küsse zu wechseln, wenn jemand einem Bekannten die drei Worte zuruft, worauf dieser mit dem Schlusse des Satzes zu antworten hat. Die Bauern machen ausgiebigen Gebrauch davon; unter den Gebildeten küssen sich nur Verwandte oder die, die zu demselben Geschlechte gehören. Das Gedränge war so stark, daß Daisy immer mehr gegen den Ausgang der Kirche gedrückt wurde. Sie stand jetzt in dem Vorraume und harrte hier auf ihren Vater und Olga. Nur einige Bettler saßen oder knieten auf den Steinfliesen.

„Christ ist erstanden", sagte jemand neben ihr.

Sie erschrak heftig; Swerjew war ihr gefolgt.

Ehe sie es hindern konnte, preßte er sie brutal an sich und drückte seinen Mund auf ihre Lippen. Seine Augen glühten. Daisy stieß ihn von sich.

„Lassen Sie mich!" rief sie. „Ich hasse Sie!"

„Nun, heute habe ich mir genommen, was Sie mir freiwillig verweigerten. Aber noch ist nicht aller Tage Abend; ich werde Sie zwingen, meine Frau zu werden, Dosia Iljanowna!"

Mit diesen Worten verließ Roman die Kirche.

„Was will er damit sagen?" dachte das junge Mädchen.

Sie rieb mit dem Taschentuche ihre Lippen, die ihr nach dem Kusse Swerjews entweiht vorkamen.

Vor einigen Tagen hatte er abermals um sie angehalten, diesesmal in drohenden Worten. Daisy wies ihn in entschiedener Art zurück. Sie vertraute sich ihrem Vater an und auch heute erzählte sie ihm, sobald sie allein waren, was ihr in der Kirche begegnet war. Soltjakow war innerlich entrüstet, aber er behandelte die Sache scheinbar leichthin und beruhigte sein aufgeregtes Kind.

„Was meint Swerjew mit den Worten: „Ich werde Sie zwingen, meine Frau zu werden." Kannst du es mir deuten, Väterchen?"

„Es war wohl nur eine leere Drohung", suchte Ilja sein aufgeregtes Kind zu beschwichtigen.

Innerlich fühlte Soltjakow die Unruhe wachsen, die ihn seit Romans Andeutungen quälte.

In den Ostertagen besuchten sich die Nachbarn fleißig. Soltjakows fuhren am ersten Feiertage nach Datnofka hinüber; Olga blieb wegen ihrer Trauer in Blagotir. Sie beschlossen, gleich nach dem Feste abzureisen, vorläufig zu Verwandten, die meist entfernt im Süden des Reiches lebten.

Zwischen ihr und Ilja war bisher kein Wort der Liebe gesprochen worden, aber das Geständnis zitterte auf ihren Lippen. Olga hatte in dem Zusammenleben der letzten Wochen gelernt, die Seele des Mannes zu verstehen. Sie wußte jetzt, daß Soltjakow sie liebte, und ihr eigenes Gefühl war so mächtig, daß es sich unwillkürlich verriet.

Welch harten Kampf kämpfte Ilja Georgewitsch in diesen Tagen. Er war fest entschlossen, mit Olga zu sprechen, ehe sie sein Haus verließ, aber er mußte ihr das düstere Geheimnis der Vergangenheit anvertrauen. Würde sie sich, wenn sie alles wußte, nicht voll Schauder von ihm wenden?

Auge in Auge mit ihr konnte er sich ihr nicht anvertrauen, deshalb schrieb er und legte in seine Worte alles hinein, sein großes Leid und seine große Liebe. Noch war die Stunde nicht gekommen, um ihr den Brief zu geben, aber er wollte sie herbeiführen und wie der Verurteilte ihren Richterspruch erwarten.

„Endlich sehe ich Sie wieder!"

Mit diesem Ausrufe eilte Boris Wladimirowitsch auf Daisy zu.

Berndorfer Metallwaren-Fabrik

Arthur Krupp, Berndorf Austria



5000 Arbeiter

Tägliche Erzeugung 3500 Dtz. Bestecke

Schwer versilberte

Bestecke und Tafelgeräte aus Alpacca-Silber

Eigene Niederlagen in Europa:

Amsterdam, Berlin, Brüssel, Budapest, Hamburg, London Luzern, Mailand, Moskau Paris, Prag, Stockholm, Wien

Schutzmarken!

A. KRUPP BERNDORF
für Alpacca-Silber I

BM ASN
für Alpacca-Silber II

080 BYS
für Alpacca

Sie hält ihm die Hand hin. Ein süßes Lächeln verklärt ihr reizendes Gesicht, das in rosige Glut getaucht ist.

„Ich denke, Sie haben als Adjutant des Großfürsten eine schöne Zeit im Kaukasus verlebt", sagte Daisy verlegen.

„Ja — aber ich hielt es zuletzt kaum mehr vor Sehnsucht aus und war glücklich, als Seine kaiserliche Hoheit mir Urlaub gab; ich kann hier einen ganzen Monat bleiben. Freuen Sie sich etwas darüber?"

Sie sieht ihn schelmisch an.

„Ich weiß nicht, ich muß erst darüber nachdenken", entgegnete sie neckend.

Er betrachtet sie bewundernd. Sie kommt ihm größer vor; sie ist eine Dame geworden. Die kleine Spielgefährtin entwickelt sich immer mehr zum zum Ideal seiner Träume.

„Sehen Sie mich nicht so starr an", sagt Daisy mit strenger Miene, obgleich sie innerlich jubelt.

„Seien Sie nicht böse", bittet er, „ich habe Ihr Bild im Herzen getragen, aber die Wirklichkeit ist doch noch schöner."

Noch ehe Daisy etwas antworten kann, treten andere Bekannte auf sie zu und begrüßen sie. Auch Swerjew ist da; er beobachtet Boris und die Tochter Ilajs mit finsterem Gesichte.

„Es ist hohe Zeit, das Pulver an die Mine zu legen", denkt er, „ich muß Soltjakow um eine Unterredung bitten."

Das fast feindliche Verhalten der beiden Männer fällt allen auf.

„Swerjew hat sich einen Korb von Dosia Iljanowna geholt und der Vater zeigt es Roman Romanowitsch, wie anmaßend er es findet."

Obgleich Soltjakow den Nachbar aus Latwilischki zu fürchten glaubte, war es seiner geraden Natur unmöglich, zu heucheln. Er verachtete den Bruder Olgas und vermochte es nicht, ihm freundschaftlich zu begegnen. Wenn Roman wirklich etwas wußte, mochte er sprechen. Ilja war entschlossen, die Folgen zu tragen; nur Daisys kindliche Liebe zu verlieren, wäre bitter gewesen. Wenn Arbutins sich zurückzogen, wenn Boris ein Mädchen aufgab, dessen Vater ein Makel trug, so war seine Liebe nicht echt gewesen.

Am dritten Osterfeiertage traten Ereignisse ein, die sich langsam vorbereitet hatten. Soltjakow erhielt einen Brief von Roman Romanowitsch, nur einige Worte, aber sie klangen wie ein Befehl.

„Ilja Georgewitsch, ich muß Sie in einer für Sie wichtigen Angelegenheit sprechen. Wände haben Ohren, deshalb erwarte ich Sie heute um halb elf Uhr abends im Walde, der zwischen Blagotir und Latwilischki liegt, beim schwarzen Teiche. Wagen

Sie nicht, abzusagen, die Folgen fielen auf Sie zurück.

Roman Romanowitsch Swerjew.

Latwilischki, am 10. April 1901."

„Nun ist da, was ich kommen gesehen", sagte sich Soltjakow.

Er suchte Olga auf.

Sie saß allein im Kaminzimmer und las in einem Buche.

Ilja stand vor ihr und sprach zu dem geliebten Mädchen; in warmen Worten warb er um sie.

„Ich bin lange einsam gewesen, Olga Romanowna", sagte er, „die Jugend ist dahingeschwunden. Ein sturmgeprüfter Mensch steht vor Ihnen, er hat gelitten durch eigene Schuld, und er hat zu sühnen gesucht."

„Ich habe es geahnt", entgegnete sie sehr leise.

„Könnten Sie verzeihen?"

Wie banger Seufzer treffen diese Worte ihr Ohr.

„Ja — denn — ich liebe Sie von ganzer Seele."

Sie spricht es mit einem Jubel in der Stimme, der ihn außer sich bringt. O! Daß er sie nicht gleich in die Arme ziehen darf, daß er noch warten muß, bis sie alles weiß!

Er gibt ihr ein verschlossenes Kuvert.

„Bitte, lesen Sie diese Zeilen, dann erst hole ich mir Ihre Antwort. Lesen Sie nicht gleich, Sie müssen dazu Ruhe haben. Da kommt Daisy; sie darf nichts wissen."

Er sagt es hastig.

Der Brief verschwindet in Olgas Tasche.

Soltjakow verabschiedet sich von den Damen. Er gibt vor, daß er zu Nieprofskis will und auch dem Diener sagt er dasselbe.

„Ich reite dorthin, Iwan, laß den Braunen satteln."

„Soll der Kutscher den gnädigen Herrn begleiten?"

„Nein — ich reite allein. Er soll schlafen gehen, ich werde spät heimkehren."

„Was mag Ilja Georgewitsch begegnet sein?" denkt der Diener, „er scheint so sonderbar erregt."

Soltjakow möchte jubeln und doch preßt eine unsägliche Angst ihm die Brust zusammen. Er sieht auf seine Uhr. Es ist halb neun; die Dunkelheit sinkt nieder. Was werden die nächsten Stunden bringen? Wird Swerjew ihm endlich enthüllen, was er oft andeutete?

Um halb zehn Uhr zieht sich Olga unter dem Vorwande, noch packen zu müssen, in ihr Zimmer zurück. Daisy, die sich in der Osternacht in der Kirche leicht erkältet hat, fühlt sich etwas fieberhaft und sehnt sich nach Ruhe. Sie ist sehr betrübt, daß die Freundin morgen um die Zeit weit von Blagotir ist. Es fließen einige Tränen von Seite Daisys, die Olga immer wieder küßt und liebkost. Endlich ist Soltjakows Gast allein, endlich kann sie den Brief lesen, den er ihr schrieb.

Mit leise bebenden Fingern öffnet sie das Kuvert, dann vertieft sie sich in seine Zeilen.

„Olga Romanowna, wenn Sie diese Zeilen lesen, habe ich Ihnen von meiner Liebe gesprochen. Ich habe lange mit ihr gekämpft und hoffte, sie zu überwinden, aber ich kann es nicht, es überwältigt mich und wirft mich nieder. Sie haben ein Recht, alles zu wissen, ehe Sie sich entschließen, meine Frau zu werden. Sie allein sollen mich richten oder mir vergeben. Ich will nichts beschönigen, nichts bemänteln, das wäre meiner unwürdig. Ich habe immer danach getrachtet, mir selbst treu zu bleiben. Erschrecken Sie jetzt nicht, Olga, ich habe ein Menschenleben auf dem Gewissen und habe zwei Jahre in einem Zuchthause gesessen."

Olga ließ das Blatt sinken, die Buchstaben schwammen vor ihren Augen.

„Ist es möglich", dachte sie, „ich hielt ihn für den besten Menschen, das hätte ich nicht vermutet."

Sie saß da und fand kaum den Mut, weiterzulesen.

„Nun wissen Sie das traurige Geheimnis meines Lebens", lautete der traurige Brief weiter. „Verdammen Sie mich nicht, Olga, hören Sie weiter. Ich muß viele Jahre zurückgreifen, damit Sie alles verstehen.

Meine Eltern lebten im Twerschen Gouvernement. Ich war ihr einziges Kind und wurde sehr verwöhnt. Mein Vater war reich und bekleidete einen hohen Militärposten, die Mutter verlor ich noch im Knabenalter. Vielleicht wäre es ihrem Einflusse gelungen, die Charaktereigenschaften umzumodeln, die mir nachher viel Unglück brachten. Ich besaß eine an Jähzorn grenzende Heftigkeit; sie sollte mir verhängnisvoll werden. Als mein Vater starb, war ich kaum zwanzig Jahre alt; ich trat in den Besitz eines großen Vermögens.

Nun begab ich mich auf Reisen. Ich hatte immer einen Zug ins Weite gehabt und sehnte mich, die Welt außerhalb Rußlands zu sehen. In England lernte ich Daisy Morton kennen und bald verband uns innige Liebe. Wir wurden Mann und Frau, lebten bald auf dem Landsitze meines Schwiegervaters, bald in Deutschland. Nach einem Jahre wurde uns ein Töchterchen geboren, das den Namen der Mutter erhielt. Unsere Ehe wäre noch glücklicher gewesen, wenn mein junges Weib nicht durch meine Heftigkeit gelitten hätte, die ich ihr gegenüber allerdings nie zeigte — dazu war sie zu sanft und gut — aber hin und wieder beherrschte ich mich nicht vor ihr und ließ mich unverzeihlich gehen.

„Es wird noch einmal dein Unglück werden", sagte meine Frau, „du mußt an dir arbeiten, du bist doch sonst ein so lieber Mensch, mein Ilja."

„Du hast gut reden", entgegnete ich. „Wenn du wüßtest, wie mir in solchen Momenten zumute ist. Ich verliere vollständig die Besinnung und sehe alles wie durch einen roten Schleier; wenn ich die Waffe in Händen hätte, ich könnte einen Mord begehen."

„Ich fürchte mich vor Dir, Ilja," sagte Daisy und begann zu zittern.

Ich warf mich vor ihr nieder und legte den Kopf in ihren Schoß.

„Mein guter Engel," bat ich, „lege die Hand auf mein wildes Herz, dann wird es stille werden und bete für mich, daß Gott mich nicht in Versuchung führe."

Es lag nicht in meiner Absicht, Rußland noch länger zu meiden, da begann meine Frau zu kränkeln. Wir zogen von Ort zu Ort, in die Bäder, zu den berühmtesten Spezialisten, aber nichts half, mein heißgeliebtes Weib magerte ab und wurde immer elender. Man riet uns, nach Wien zu reisen. Dort sei der Professor Z., ein wahrer Wunderarzt für diese Art von Krankheiten. Im Frühling bezogen wir eine elegant eingerichtete Zimmerflucht in der Nähe des Praters. Und hier, in der Kaiserstadt an der Donau, kam das Entsetzliche.

Ich verkehrte viel im Klub der Ausländer. Dort lernte ich einen Abenteurer kennen, einen Abenteurer, der von den Taschen seiner sogenannten Freunde lebte. Wie ein Vampyr heftete sich dieser Mensch an mich. Ueberall war er mein Schatten: Auf den Rennplätzen, die ich besuchte, am Kartentisch, denn damals spielte ich gern und hoch. „Müßiggang ist aller Laster Anfang", heißt es ja mit Recht.

Miska Lazy, so hieß der Ungar, bat mich, ihm zu

gestatten, meiner Frau einen Besuch zu machen, was ich erlaubte.

Nun kam mein Freund, wie der Kerl sich nannte, oft zu uns, zuerst, wenn ich da war, dann fast immer, wenn er Daisy allein wußte. Mir fiel es nicht auf, bis sie mir eines Tages sagte:

„Willst du nicht Herrn Lazy verbieten, mich noch weiter mit seinen Visiten zu behelligen."

Ich wurde aufmerksam. Forschend sah ich meine Frau an; sie erwiderte den Blick freimütig.

„Er ist mir sehr unsympathisch," gestand sie.

„Ist er gegen dich irgendwie zudringlich gewesen?" fragte ich, und bei dem bloßen Gedanken züngelte die rote Zornesflamme auf meine Stirn.

„Noch nicht, aber ich fürchte, er könnte es werden."

„Es ist gut, mein Liebling, ich werde Lazy fernzuhalten wissen."

Noch an demselben Abend sah ich den Ungar. Sein Anblick versetzte mich in unbeschreibliche Wut.

„Sie werden bei mir nicht mehr empfangen werden," sagte ich in absichtlich ungezogener Art.

Die schwarzen Augen des Mannes funkelten.

„Warum zischte er zwischen den Zähnen. „Ich bitte um nähere Erklärung, mein Herr."

„Weil es mir nicht paßt," entgegnete ich kurz.

„Das ist keine Antwort!"

Verächtlich und ohne weitere Erklärung drehte ich ihm den Rücken.

Seitdem vermied ich es, den Ungar zu sehen. Wenn wir beide doch einmal zusammentrafen, so ignorierte ich ihn. Er hatte dagegen eine unausstehlich spöttische Art angenommen, die mich reizte. Nur noch mühsam beherrschte ich mich, es zuckte mir in den Fingern, wenn ich das freche Gesicht mit dem langen, spitzgedrehten Schnurrbart sah.

Die Gesundheit meiner armen Frau wurde nicht besser; sie verschlechterte sich. Mein Herz war von banger Sorge erfüllt.

Unser Töchterchen war ein allerliebstes Ding geworden, der Sonnenstrahl meines Herzens.

Ich hatte auf Bitten meiner Frau eine Einladung zur Jagd angenommen und mußte dazu über Land fahren. Doch schon am zweiten Tage trieb es mich nach Wien zurück, eine große Unruhe hatte sich meiner bemächtigt. Wenn nur Daisy nichts zugestoßen war. Unerwartet kehrte ich heim.

„Als ich auf den Fußspitzen über den weichen Teppich des Salons ging, denn ich wollte meine Frau überraschen, blieb ich plötzlich stehen. Die Stimme Lazys drang aus dem Boudoir Daisys.

„Ich liebe Sie wie ein Rasender," sagte er leidenschaftlich. „Lange schon wollte ich es Ihnen gestehen. Ihr Mann verhinderte es."

„Verlassen Sie mich auf der Stelle!" rief die schwache Frau, „ich klingle und rufe den Diener, er soll Sie herauswerfen."

Ich stand wie angewurzelt. Das Blut schoß mir zu Kopfe, meine Pulse hämmerten, ein roter Schleier senkte sich über alles. In der nächsten Sekunde hatte ich die Flinte von der Schulter gerissen und schoß.

Schwer getroffen sank Miska Lazy zu Boden; sein Blut bespritzte das weiße Kleid meiner ohnmächtig gewordenen Frau."

Wieder ließ Olga das Blatt sinken. Mit fiebernder Hast hatte sie Iljas Bekenntnis gelesen. Ein Gefühl, aus Grauen und Mitleid gemischt, erfüllte sie und es dauerte mehrere Minuten, bis sie sich entschloß, weiterzulesen.

„Olga," schrieb Ilja Georgewitsch, „Sie werden an dieser Stelle erschüttert innehalten, ich weiß und fühle es. Dennoch flehe ich Sie an, weiterzulesen. Ich hatte kaum das Fürchterliche getan, so bereute ich meine unselige Heftigkeit. Ich kniete neben dem Verwundeten nieder und blickte voll Angst in sein fahles Gesicht. Da ermannte Lazy sich. Er fuhr in die Brusttasche, ein Dolch blitzte in seiner Hand. Instinktiv wehrte ich den Stoß nach meinem Herzen ab, da traf der scharfe Stahl meine vorgehaltene Rechte bis auf den Knochen, gerade über dem Handrücken. Die gewaltsame Anstrengung war zuviel für den Schwerverwundeten; er sank röchelnd zurück und starb. Das wutverzerrte Gesicht hat mich jahrelang verfolgt, noch jetzt sehe ich es zuweilen im Traume.

Ich habe mich selbst dem Gerichte ausgeliefert, nachdem ich von meiner Frau und unserer Tochter Abschied genommen. Daisy war damals erst vier einhalb Jahre alt, sie ahnte nichts von dem blutigen Drama, das sich abgespielt. Frau Nekrassow, eine Freundin meines armen Weibes, kam sofort auf eine Depesche nach Wien. Sie hat meiner heißgeliebten Frau bald darauf die Augen zugedrückt. Vorher erfuhr Daisy noch mein Urteil. Es lautete vier Jahre Zuchthaus wegen Mordes, im Jähzorn begangen. Ein Manifest des Kaisers Franz Josef verkürzte meine Haft um die Hälfte. Ich erfuhr den Tod meiner Frau im Gefängnisse; ich bin indirekt auch ihr Mörder gewesen, ihre geschwächte Gesundheit erlag dem Schrecken und Kummer um mich.

Lassen Sie mich über die Zeit schweigen, die ich in der Haft zubrachte. Sie änderte viel, ich verließ das Zuchthaus als ein anderer Mensch. Ich hatte oft über mich nachgedacht und an mir gearbeitet. Ich wußte meine maßlose Heftigkeit für immer ausgerottet, das Leben hatte mich in seine harte Schule genommen, Olga Romanowna, es geschah mir recht.

(Fortsetzung folgt.)

Der letzte Blick

Novellette von Else Krafft.

Mutter war nicht mehr da.

Sie lag seit vielen Wochen im Krankenhaus, und es durfte niemand zu ihr gehn und sie besuchen.

Selbst Vater nicht. Ein paarmal war Vater dage wesen und hatte Mutter sprechen wollen. Aber man hatte ihm nicht zu ihr gelassen. Es war eine zu böse und ansteckende Krankheit, und Großmutter erzählte, daß Mutter sogar ganz allein in einem Zimmer läge, das in einem kleinen Pavillon wäre, der ganz hinten in dem großen Krankenhausgarten stand.

Und Großmutter hatte den Kopf dazu geschüttelt und zu den Kindern gesagt: „Nee, nee, Mutter wird nich wieder, des könnt er mir schon jlauben . . ."

„Wird nicht wieder" . . . Was war das?

Das sechsjährige Friedchen hatte mit großen, fragenden Augen zu dem um zwei Jahre älteren Bruder hochgeblickt. Aber der sagte gar nichts zu Großmutters klagenden Worten. Er lief ganz wie sonst pfeifend die vier Treppen des Hinterhauses hinunter, und erst unten auf dem Hofe, dicht vor den beiden großen Müllkasten hatte Friedchen ihn einholen können. Sie hielt ihn an dem zerrissenen Aermel seines Sweaters fest, und drängte sich gegen ihn an.

„Mutta wird nich wieda, hat Jroßmutta jesagt. Is des was Schlimmes?"

„Quatsch", meinte Willi verächtlich, indem er den dünnen Kinderarm von sich abschüttelte. Sein blasses Jungengesicht wurde sehr rot. „Wat weeß denn

Jroßmutta? Die war nie bei Muttan, nee! Die weeß ja nich, wo sie is! Aba . . . aba ick weeß . . ."

Er atmete tief auf, steckte beide Hände in die Hosentaschen, und lief durch das Haustor auf die Straße.

Friedchen lief hinterher, und ihr kleines Herz zitterte.

„Willi," bettelte sie, „sach's doch! Was weißte? Laß mir's doch ooch wissen! Mutta soll, Mutta darf nich . . ." Sie konnte es aber nicht in Worte kleiden, was Mutter nicht durfte. Aber ihre Finger lagen schon wieder hilfesuchend um des Bruders Arm, und der Mund verzog sich regelrecht zum Weinen.

Der Achtjährige blickte aufmerksam die lange Straße hinunter, die in der Ferne ein Eisenbahnbogen überspannte. Da war der Bahnhof, wo Vater am Sonntag zwei braune Karten gekauft hatte, eine für sich, die zehn Pfennige kostete ,und eine für Willi zu fünf Pfennige. Letztere war mit einem weißen Streifen in der Pappe, und Willi hatte sie selber abknipsen lassen dürfen am Schalter. Und dann waren Vater und Sohn mehrere Stationen durchgefahren, bis . . . bis Rummelsburg, so hatte das Wort geheißen. Willi hatte es selber buchstabiert an der großen weißen Tafel „Kietz-Rummelsburg". Er war sehr stolz die steinerne Treppe vom Bahnsteig heruntergegangen, und weiter mit dem Vater bis an einen schwarzen, rußigen Holzzaun, über den Weidenkätzchen und kleine, grüne Knospen sahen.

„Des is Kamerun, wo Onkel Otto seinen Jarten hat un wo wa voriehten Sommer in de Laube noch mit Mutta Kaffee jetrunken haben", hatte Vater gesagt. „Un da drüben, die roten Häuser ,des is't Krankenhaus. Un wenn ieh jetzt da ringeh' for'n Momang, un nachfragen tu, wie's Mutta jeht, denn bleibste hier hübsch solange steh'n, und wart'st . . . vastanden?"

Willi hatte nur geniekt. Und seine Blicke waren dem Vater nachgelaufen, wie er sich das eiserne Tor von dem Portier öffnen ließ, wie er die Gartenwege entlang bis zu den Häusern schritt. Und weil Willi da nicht weiter sehen konnte, war er auf den Zaun geklettert, der seitwärts lag, dicht vor den vielen Bäumen und Büschen. Und da entdeckte er auch Vater bald wieder, wie er aus einem kleinen Häuschen herauskam, suchend darum herumging, und schließlich vor einem Fenster stehen blieb, an das wilder Wein seine ersten grünen Frühlingsranken schob. Und da, den Kopf gegen das Glas gedrückt, verharrte er eine ganze Weile regungslos . . .

Als er endlich wieder auf der Straße war ,hatte Willi seinen erhöhten Posten auf dem Zaun auch schon verlassen. Und als Vater gar nichts zu ihm sprach, hatte er es schließlich nicht mehr aushalten können vor Neugierde.

„Has . . . haste Mutta'n jesehn?"

Vaters Kopf neigte sich schwer.

„Dureh's Fensta woll?"

„Dürfste denn imma noch nich rin bei Mutta'n?"

„Nee", hatte Vater da sehr undeutlich erwidert, und seine schwielige Hand war über die Augen geglitten, ganz schnell und kurz .„Aba se liecht jut, janz nah bei's Fenster, wo de Sonne rin kann . . ."

„Du, Willi," drängte das kleine Mädchen ängstlich, als der Bruder immer noch so ungewohnt stumm die lange Straße entlang blickte, „red' doch wat! Wat weißt'n?"

Der Junge nahm eine Hand aus der Hosentasche und zeigte damit auf den in der Märzsonne verschwimmenden Eisenbahnbogen.

„Wenn ma'n Sechsa hätten, du eenen, ick eenen. könnten wa Mutter'n sehn", sagte er. Bloß zwee Sechsa . . ."

Friedchen hob gespannt den blonden, zauslichen Lockenkopf.

„Kost' det zwee Sechsa ins Krankenhaus?"

„Nee", sagte Willi, indem er auch noch die and're Hand aus der Hosentasche nahm. „Krankenhaus kost' nischt. Bloß de Eisenbahn . . . ."

Friedchens dünnes Gesicht verklärte sich.

„Wenn wa meine neue Sparbüchse zaschmissen, Willi? Den roten Piz von Onkel Otto, weißte doch! Da käm's Jeld raus . . ."

„Ja", sagte Willi.

Er blieb aber vor der Haustür stehen und kümmerte sich gar nicht darum, daß die Schwester mit flinken Beinchen von ihm fortlief. Erst als sie nach kurzer Zeit atemlos wiederkam und ihm die Hände voll Tonscherben entgegenstreckte ,zwischen denen ein paar Kupfer -und Nickelmünzen lagen, stieg dunkle Röte in sein Gesicht.

„Der feine Pilz", sagte er bedauernd, indem er sich das Geld aus der Schwester Hand suchte.

„J . . a, mein fei . . ner Pilz", wiederholte Friedchen stotternd, indem sie krampfhaft etwas runterschluckte, was ihr beim Anblick der roten Scherben in die Kehle gekommen war.

„Komman", sagte der Bruder aber nur.

Sie lief sofort gehorsam mit. Ohne Hut und ohne Jäckchen, in der blauen schmutzigen Schürze dem Bahnhof zu.

Als der Bruder zwei von längerem Aufenthalt in der tönernen Sparbüchse weißgewordene Geldstücke auf das Schlaterbrett legte und dazu „Zwei bis Kietz-Rummelsburg" sagte, blickte sich der Beamte das Geld aufmerksam an.

„Is richtich!" meinte Willi gekränkt.

Da lachte der Mann und gab die gewünschten Fahrkarten heraus .

„Ick nehm' beede, sonst valierste ihr", sagte Willi, als er die ausgestreckte Hand der Schwester sah.

Sie gab sich damit zufrieden. Aber sie ließ die Hand des Bruders nicht eher los, als bis sie in dem richtigen Zug saßen. Da erzählte sie immerzu. Wie Mutter die Schmalzstullen viel dicker geschmiert hätte, wie Großmutter es jetzt tat ,und wie Mutter immer in der Küche gesungen hätte beim Abwasch, und ihr die Locken gebürstet ,bis sie ganz dick wurden.

„Sei doch stille," ermahnte der Bruder verlegen, als er die lächelnden Gesichter der anderen Mitfahrenden in dem Abteil sah. „Mußt nich so ville erzählen . . ."

Seine Gedanken waren schon weit voraus, stiegen über Zäune und Hecken und suchten das kleine Fenster, vor dem Vater gestanden. Es war ihm eine große Erleichterung gewesen, wie Vater gesagt hatte: „Mutter hätte es gut", und er fühlte heute so große Kraft wie nie vorher in allen Gliedern.

„Kietz-Rummelsburg!" rief eine Stimme auf dem Bahnsteig, als der Zug wieder hielt.

Willi griff sofort nach der Hand der Schwester, kletterte vorsichtig mit ihr aus dem Wagenabteil und gab die beiden Fahrkarten möglichst gleichmütig an der Bahnsteigsperre ab. Nur nicht merken lassen, wie das tapfere Herz klopfte . . .

Friedchen sprach jetzt gar nichts mehr. Ihre Sehnsucht umklammerte das Wort „Mutter". Sie hatte sogar vergessen, daß Mutter krank war. Sie dachte nur daran, daß sie gleich das vertraute Gesicht wiedersehen würde, die dicke, helle Flechte über der Stirn, und weit ausgestreckte Arme.

Das war beinah wie Weinachten heute, oder noch schöner.

„Kucke mal, Kätzchen", meinte Willi jetzt, indem sein Finger auf einen schwarzen Holzzaun zeigte, über den silbergraue Weidenraupen hingen. „Hier hat Onkel Otto sein'n Jarten ,mid da . . . da is Mutta . . ."

Friedchen sah ein paar große, rote Häuser unter knospenden Bäumen, ließ sich von dem Bruder willig in einen kleinen, stillen Seitenweg ziehen, der nahe dem Zaun entlang führte.

„'s dürf keener sehn, dat wa übaklettern", flüsterte Willi. „Vata is durch'n Torwech jegangen, aba da is'en Mann mit ne blaue Jacke . . . nee . . ."

Friedchen sah den hohen, häßlichen Zaun an, und ihr Mut sank.

„Da kann ich nich rüba, . . . da sind ja Nägel, ich trau mir nich, Willi", klagte sie.

„Memme", meinte Willi ruhig. „Steig 'mal uff mir ruff, . . . so, . . . stehste feste? . . Un nu hak' dir an die oberste Stange an, un spring 'rüber . . ."

„Aba ich falle, Willi . . ."

Die dünnen Kinderfinger suchten den vorbezeichneten Halt, rissen sich an einigen Holzspittern blutig, und griffen doch wieder zu. Da drüben lag ja Mutter . . .

Und nun ein Sprung, ein leises „Aua" und das Knacken von brechenden Zweigen.

Viel schneller kam der Junge nach.

„Haste dir jeritzt?"

„Ja", nickte das kleine Mädchen, die blutende Hand in die Schürze wickelnd.

„Tut's sehr weh?"

„Nee, flüsterte Friedchen. Ein Lächeln des Glücks kam in die Tränen. Sie hatte eben wirklich Mutter rufen hören: „Friedchen!"

Es war gut, daß die Sonne herniedersank. Daß die Wege nicht so hell waren zwischen dem Buschwerk.

Die beiden Kinder schlichen wie die Kätzchen durch die knospenden Reiser. Sie hatten Angst vor Hunden ,die irgendwo bellten, und Willi nahm jetzt ganz von selber die Hand der Schwester.

Auf Umwegen, immer an dem Zaun und durch die Büsche durch strebten sie dem Häuschen zu, vor dem Vater am Sonntag gestanden.

Willi kannte es sofort wieder. Seine Blicke suchster, um das sich die Weinranken legten. Es sah heute aus wie eine rote Flamme, weil sich die untergehende Sonne darin spiegelte.

Die Kinder sprachen kein Wort. Irgendwo sahen sie einen Mann im Garten, der einen weißen Mantel hatte, und eine Frau mit einem verbundenen Kopf über dem blau-weiß gestreiften Krankenhauskittel.

Sie fürchteten sich nicht mehr. Nur erst in das kleine Fenster sehen, alles andere war ihnen jetzt gleich.

„Ich lange nich oben", flüsterte Friedchen schmerzhaft, als sie endlich vor ihrem Ziel standen. Im selben Augenblick fühlte sie sich auch schon von des Bruders Armen hochgehoben, ihre Füße suchten nd fanden einen Halt in ineeum vorspringendenStein, und so, mit angehaltenem Atem starrten die beiden Kindergesichter durch das leuchtende Glas.

Zuerst sahen sie nichts wie ein tanzendes Durcheinander von Licht und Schatten. Dann, mitten in dem Auf- und Niederwogen eine eiserne Bettstelle mit weißen Kissen und einer braunen Wolldecke. In den Kissen war ein blonder Kopf, glänzenden, blauen Augen. Diese Augen hatten nur das eine Ziel: das helle Fenster, in das die Abendsonne lachte . . .

Nun kam noch ein Staunen hinzu, ein Fragen und Suchen . . . der Kopf hob sich, die Hände streckten sich aus . . . „Mutta", jauchzten die beiden Kinder . . .

— — — — — — — — — —

Als die Schwester kurze Zeit darauf in dem Infektionspavillon nach ihrer schwersten Kranken sah, lebte die nicht mehr.

Der diensttuende Arzt wurde gerufen und zwei der anderen Schwestern kamen auch.

„Sie lacht, Herr Doktor", . . . sagte die eine der Schwestern flüsternd, indem sie die ausgestreckten Hände der jungen Frau ineinanderlegte, „sehen Sie doch nur ,sie lacht wirklich. Sie muß etwas Wunderschönes im Fieber gesehen haben, ehe sie einschlief".

„Ja", sagte der Arzt, „hier kam der Tod als Erlöser! Das ist uns, wenn unser Können versagt, wie ein Trost . . ."

Vermischtes

Eine moderne türkische Prinzessin. Nur wenige Freunde und Eingeweihte wissen, daß seit Jahren in London eine türkische Prinzessin in strenger Zurückgezogenheit lebt, eine Cousine des Sultans, die Prinzessin Hairie Ben Ayad, der man sogar hinter den Kulissen einen gewissen politischen Einfluß zuschreibt. Die Prinzessin trat vor zwölf Jahren zur griechisch-orthodoxen Kirche über und verließ ihr Vaterland, weil sie öffentlich gegen das Bestehen eines Harems im Sultanschlosse Einspruch erhoben hatte. Seit jener Zeit lebt diese Prinzessin, die über eine ungewöhnlich tiefe und vielseitige Bildung verfügt, zurückgezogen in London, aber noch viele Fäden verknüpfen sie mit ihrem Vaterlande. Sie ist eine Vorkämpferin des Gedankens, in der Türkei die Polygamie aufzuheben, und hat mit ihrer Propaganda für die Verpflanzung moderner Anschauungen in die Türkei schon vor der Revolution in den jungtürkischen Kreisen von London und Paris viele Anhänger und Parteigänger gefunden. In London lebt sie sehr einfach. Ihr Gatte, Ali Nuxri Bei, hat seinerzeit in Konstantinopel die besten Chancen einer glänzenden Karriere geopfert, um seiner Frau nach England zu folgen. In ihrem Heim trägt die Prinzessin noch heute gern die türkische Tracht, aber wenn sie ausgeht, würde niemand in ihr eine Orientalin ahnen, denn sie trägt dann moderne Kleidung westeuropäischen Schnittes. Nach der Revolution wurden ihre Beziehungen mit Konstantinopel wieder lebhafter, aber sie war nicht zu bewegen, ihre neue Heimat zu verlassen, wo sie für die Befreiung der türkischen Frau aus ihrer unwürdigen Abhängigkeit besser wirken zu können glaubt, als am Bosporus.

Von Katzen angefressen. Kürzlich wurde in Moskau in ihrer Wohnung die im Alter von 57 Jahren angefressene Katharina Matwejewa tot aufgefunden. Die Unglückliche war von Katzenbissen arg zerfleischt worden. Die Aerzte konstatierten, daß der Tod infolge der beigebrachten Wunden eingetreten war. Der Anblick, den das Zimmer bot, war entsetzlich. Der Leichnam war mit einem zerfetzten Hemde bekleidet .Bei der genauen Untersuchung der Lumpen fand man in einem Zeitungspapier eingewickelt 60.000 Rubel in Wertpapieren. Im Tischfach wurden gegen hundert Zündholzdosen vorgefunden, die alle mit neuem Silbergeld in der Gesamtsumme von über 1500 Rubel angefüllt waren. In der Kommode fand sich ein Kasten, der Brillanten und Edelsteine für etwa 10.000 Rubel enthielt. Die Matwejewa zeigte sich nirgends, jedoch besuchte sie öfters ein junger Mann, der für ihren Bräutigam galt. Während einiger Tage hatte er sich nicht gezeigt und erschien erst, als der Tod der der Menge des bei der Verstorbenen vorgefundenen

chen Polizeiwache, wo er sich angelegentlich nach Matwejewa bekannt geworden war, auf der örtlichen Geldes erkundigte. Die eingefangenen Katzen erwiesen sich als derartig hungrig, daß sie die ihnen vorgeworfenen Fleischstücke ohne zu kauen verschlangen. Die Katzen sind in ein Laboratorium zur Untersuchung untergebracht worden. In der Kommode fanden sich Schachteln mit zwei toten Kanarienvögeln vor.

Fliegergefühle. Das zwischen Eindecker und Doppeldecker noch andere Unterschiede außer denen der Konstruktion bestehen, weiß jeder, der einmal Gelegenheit hatte, diese beiden gebräuchlichsten Flugzeugtypen mit einander praktisch zu vergleichen. Auf eine ganz eigenartige Verschiedenheit weist Kapitän Penfold, ein bekannter australischer Aviatiker hin: es sind die Empfindungen beim Gleiten durch die Luft, die er treffend kennzeichnet: Im Eindecker fühle ich einen festen, elastischen Rückhalt; ich möchte ihn mit einer schlanken Vogelfeder vergleichen, auf deren Kiel der Flieger reitet. In sanften Wellenbewegungen durchschneidet sie die Luft und nur die äußerste Spitze scheint hie und da leicht zu wippen. Ganz anders der Doppeldecker: Er ist wie ein flatterndes Fahnentuch, das mit eigenartig klatschenden, unruhig zitternden Zuckungen winzige Falten vom Sturm werfen läßt. Der Eindecker ist wie die laue Frühlingsluft, der Doppeldecker wie der pfeifende Seewind. Und ich ziehe den Sturm vor! schließt er bezeichnend.

Ein Armeebefehl gegen das „Einhaken". Der neue Korpskommandeur von Ofen-Pest, General v. Trstyanski, hat einen Tagesbefehl an sämtliche ihm unterstellten Truppenkommandeure erlassen, der eines gewissen Humors nicht entbehrt. Der neue Korpskommandeur hat es nämlich mißliebig bemerkt, daß die Offiziere nicht ihren Damen den Arm reichen, wie es in guter alter Zeit Sitte war, sondern sich bei ihnen „einhaken" und gleichsam von ihnen führen lassen. Die bemerkenswertesten Sätze aus diesem Tagesbefehl lauten folgendermaßen: „Oft ist die groteske und lächerlich wirkende Erscheinung wahrzunehmen, daß in den Straßen Budapests (wir müssen schon so schreiben) Offiziere gehen, die sich in den Arm einer Dame anhängen. Wie es scheint, wird es in dieser Garnison für sehr vornehm und schick gehalten. Ist ein Offizier so krank und schwach, daß er darauf angewiesen ist, auf der Straße von einer Dame geleitet zu werden, dann ist er für den aktiven Dienst ungeeignet und muß mithin einer Superarbitrierung unterzogen werden." So ganz unrecht hat der General nicht.

Das Alter der Menschheit. Der bekannte norwegische Physiker Professor Birkeland hielt kürzlich in der Wissenschaftlichen Gesellschaft in Christiania einen interessanten Vortrag über die Entstehung der Erde und des Weltalls. In sehr ergreifender Weise verbreitete sich Birkeland am Schluß seiner Ausführungen über die menschlichen Verhältnisse, im Licht der Entwicklungsgesichte der Welten betrachtet. Uebereinstimmende Resultate verschiedener Untersuchungen deuten darauf hin, daß die Erde als Himmelskörper seit etwas weniger als einer Milliarde von Jahren besteht. Nur während eines verschwindenden Bruchteiles von dieser Zeit hat der Mensch gelebt und sich entwickelt. Sehen wir uns aber die Entwicklung an, so wie sie sich jetzt gestaltet, so erregt die kolossale Schnelligkeit, womit sie sich vollzieht, unser Erstaunen. Es kann gesagt werden ,daß die Menschheit während der letzten zweihundert Jahre sich kulturell und wissenschaftlich weit mehr entwickelt hat als während der vielen Jahrtausende, in denen der Mensch früher gelebt hat. Wie lange wird das dauern? Die geologische Geschichte lehrt uns, daß das Leben auf der Erde eine kurze Episode ist. Poincaré hat gesagt, daß „unser Denken wie ein Blitz in finsterer Nacht" ist, und dabei an die Finsternis, die früher auf der Erde war, und an diejenige Finsternis, die wieder kommen wird, gedacht; alle Ergebnisse der rastlosen Arbeit des Menschengeistes werden wieder verloren gehen. Nach der Theorie Birkelands scheint es aber dankbar zu sein, daß neue Welten im Weltraum häufiger entstehen, als Menschen auf der Erde geboren werden. Wahrscheinlich hat denn jede solche neuee Welt einmal ihren „Blitz", der im Kampf, im Denken und in den Entdeckungen und Erfindungen von Vernunftwesen besteht; der „Blitz" wird aber überall wieder spurlos verschwinden, und die Welten sterben häufiger als die lebenden Wesen auf der Erde, oder richtiger: in einer Zahl, die alle Grenzen überschreitet!

Sprachliche Entgleisungen. In seinem Buche „Volkstümliche Redekunst" (Jena, Gustav Fischer) gibt Adolf Damaschke in dem Kapitel über den „Ausdruck" lustige Beispiele von verunglückter bildlicher Rede: Der eifrige Bürgervorsteher legte den Kollegen den Schmutz in der Ostertorstraße warm ans Herz. — Der gelbe Neid zieht sich wie ein roter Faden durch seine Handlungen. — Der kranke Magen ist seine Achillesferse. — Die baumlosen Straßen bilden die Schattenseiten der Stadt. — Leider nahm er sein krankes Bein auf die leichte Achsel. — In den Städten des Orients findet sich ein Schmutz, der sich gewaschen hat. — Ich werde in diese Schulzustände mit dem scharfen Messer der Kritik hineinleuchten. — Dieses Gespenst ist so abgedroschen, daß nur noch ein politisches Wickelkind darauf herumreiten kann. — Die Unternehmer werden noch die Haare lassen müssen, die sie ausgebrütet haben. — Dieser Antrag ist wie eine Seifenblase, die, wenn man ihr auf den Zahn fühlt, wie Schnee in der Sonne schmilzt. — Das ist eine Frage, die man nicht durch die Parteibrille beleuchten darf. — Der Sturz Delcassés war eine Eintagsfliege. — Zentnerschwer lastet auf unserer Presse das Auge des Gesetzes. — Dieser Vorschlag ist ein Kuckucksei, das der zweischwänzige (tschechische) Löwe ins deutsche Nest gelegt hat. — Der große Mann ergriff mit fester Hand die Zügel des Staatsschiffes. — Wir stehen mit einem Fuße im Zuchthause, mit dem anderen nagen wir am Hungertuch. — Die Universitäten gleichen rohen Eiern; kaum berührt man sie, sofort stellen sie sich auf die Hinterbeine und wehren sich. — König Ferdinand fand schon im ersten Jahre manches Haar in seiner Krone. — Auch geübten und gewandten Rednern begegnen solche Entgleisungen. einen Angriff auf seine vielumkämpfte Judenrede ab: So wehrte Bismarck im vereinigten Landtag 1847 „Der verehrte Redner ist zum drittenmale auf dem etwas müde gerittenen Pferde auf mich eingesprengt, welches vorn Mittelalter und hinter Muttermilch heißt." — 1848 erklärte der österreichische Justizminister in einer Rede an die Wiener Studenten: „Der Wagen der Revolution rollt einher und fletscht die Zähne." — In demselben Jahre rief der Berliner Demokratenführer Ottensoser das Volk auf: „Machen wir es wie die alten Griechen, die ihre Schiffe verbrannten, um frei hinaus in's offene Meer zu steuern!" — Bebel griff einmal eine Fabrik an, „weil sie sich auf das hohe Roß setzte!" — Der preußische Finanzminister v. Scholz erklärte: „Das ist der „circulus vitiosus" der seit langem wie ein Unstern über den Reformplänen der Regierung schwebt, von allen Seiten aber nur als spanische Wand vorgeschoben wird, hinter der man sich ver-

birgt, um nicht Farbe zu bekennen." — Der preussische Landwirtschaftsminister von Podbielski vertrat einst das Interesse eines „kleinen Metzgers, der das kleine Schwein vielleicht nur einmal im Jahre schlachtet."

Eine französische Zeitung, die ergründen wollte, wie weit das Publikum durch die Sensationsmache gewisser französischer Zeitungen bereits „erzogen" worden ist, kam auf den Einfall, ihren Lesern eine Preisfrage vorzulegen: Welches wäre die „sensationellste" Nachricht und der „sensationellste" Titel, dessen Aufdruck in fetten Lettern im Straßenhandel einen Riesenabsatz der betreffenden Zeitung verbürgen würde. Es hagelte Titel. Und unter den ersten zehn, die jetzt bekanntgegeben werden, befinden sich auch wirklich einige, die beweisen, daß Frankreich von der gelben Presse Amerikas schon manches gelernt hat. Eine Auswahl „Die Heirat des Papstes". „Die Abdankung Kaiser Wilhelms." „Die Deputierten verzichten auf ihre Gehälter". „Ein Negerpräsident der Vereinigten Staaten". „Fallières ermordet durch Axthiebe den Portier der Elysée". „Eine Flugmaschine mit einem Stern zusammengestoßen". Und so weiter mit mehr oder weniger Grazie . . .

Trinkgeld. In Deutschland kämpft man wieder einmal gegen den Trinkgeldunfug. Wir lesen in einem reichsdeutschen Blatte: „Es ist und bleibt eine Unsitte, wenn die Wirte den Gästen zumuten, ihnen ihr Personal zu bezahlen. Einzelne Cafèwirte beziehen gar noch von ihren Kellnern eine gewisse Summe als sog. „Streichholzgeld"! In allen andern Berufsarten bezahlt der Geschäftsinhaber die Angestellten, warum soll es im Hotel und Café anders sein? Mancher würde staunen, wenn er ausrechnete, wieviel er wohl im Laufe des Jahres an Trinkgeldern opfert. Er braucht da kein Reiseonkel zu sein, um auf ganz erhebliche Beträge zu kommen. Diese geplagten Leute müssen zum Mindesten mit täglich 1 bis 2 Mark Trinkgeld allein im Hotel rechnen, also im Jahre mit einer Summe von 600 bis 700 Mark. Aber auch das übrige Publikum zeigt den Kellnern gegenüber eine klägliche Haltung, indem es sich einen Trinkgeldsatz aufnötigen läßt, der mit der Leistung und dem Begriff „Trinkgeld" nicht vereinbar ist. Bei einer Tasse Kaffee zu 35 Pfennig schämt man sich, dem „Ober" ein Trinkgeld von 5 Pfennig (fast 15 Prozent) anzubieten, weil der Befrackte dann nicht oder höchstens mit einem herablassenden Kopfnicken quittieren würde, und gibt 10 Pfennig, also fast 30 Prozent! Welcher Kaufmann arbeitet heute noch mit 30 Prozent Gewinn? (Abgesehen davon, daß die Speisen und Getränke gerade teuer genug geworden sind.) Aber wenn es nun einmal ohne Trinkgeld nicht gehen soll, so führe man die Höhe des Trinkgeldes auf ein vernünftiges Maß, etwa auf 10 Prozent, zurück, was vollständig genügt. Bei schlechterer Bedienung gebe man einfach gar kein Trinkgeld und wende sich zunächst an den Wirt, und wenn das nicht den nötigen Erfolg hat, so nenne man das Lokal der Oeffentlichkeit. Das wird schon helfen! Im Uebrigen führe man doch allgemein ein, daß dem Gast im Hotel oder Restaurant ein Zuschlag von 10 Prozent für Bedienung auf die Rechnung gesetzt wird, wie das schon in größern Häusern in der Schweiz und anderswo geübt wird. Soviel würde jeder gern zahlen, wenn er so von der jetzt üblichen „Trinkgeldnotzucht" verschont bliebe! Zum Schluß noch eine Bemerkung zu der Anrede „Ober" oder gar „Herr Ober"! Man beobachte die Ausländer auf der Reise, ob sie jemals einen andern Titel brauchen als „garçon" oder „waiter" usw. Der Deutsche ist doch im Nachäffen der schlechten Sitten des Ausländers groß; weshalb tut er es nicht auch bei den guten?"

Was Viele nicht wissen

Daß im November 1861 von der Besatzung des französischen Dampfers „Akto" zwischen Madeira und Teneriffa ein Tintenfisch gesichtet wurde, dessen Gewicht auf 2000 Kilogramm geschätzt wurde. Das Tier riß, als es gefangen werden sollte, über der Schwanzflosse entzwei, so daß nur diese erbeutet werden konnte. Ein Krake von 13 Meter Länge ist im Naturwissenschaftlichen Museum zu New York zu sehen.

Daß die Gefäßbündel des gemeinen Adlerfarns (Pteris aquilina) im Querschnitt eine Zeichnung ergeben, die dem bekannten österreichischen Doppeladler ähnelt.

Daß die sogenannten Gletschertöpfe, runde, senkrecht in Felsgestein eingebohrte Löcher, die man früher für Menschenwerk und Herdstellen hielt, durch Steine ausgeschliffen worden sind, die durch Wasserkraft undenkliche Zeit hindurch im Kreis herumgetrieben worden sind, und den Boden ausgehöhlt haben. Der Riese unter den Gletschertöpfen befindet sich zu Cohoes im Staate New York. Er hat 10 Meter im Durchmesser und eine Tiefe von 16 Meter.

Daß die Sonne nicht stillsteht, sondern sich sogar mit unfaßlicher Geschwindigkeit bewegt. Sie (und mit ihr ihr ganzes Planetensystem, also auch die Erde) legt in jeder Sekunde 57 Kilometer zurück, wie es scheint, in der Richtung auf das Sternbild des Herkules zu.

O Strassburg, o Strassburg

O Straßburg, o Straßburg,
Du wunderschöne Stadt,
Darinnen man vor Kurzem
Alarm geblasen hat.

Ein tapf'rer und bied'rer
Unteroffizier a. D.
Will sich wohl revanchieren
Für angetanes Weh.

Der Vater, die Mutter,
Die gehn vor's Hauptmanns Haus,
Ach Hauptmann, lieber Hauptmann
Es naht wohl Kriegsgebraus?

Der Kaiser, der Kaiser
Kommt nach dem Polygon,
Mit Pauken und Trompeten
Naht Reiter und Kanon.

Und droben und droben
Mit einem Krähenschwarm,
Kommt selbst Zepp'lin geflogen,
So brauste der Alarm.

O Straßburg, o Straßburg,
Es dankt dir manches Herz,
Das war in diesem Fasching
Der allerbeste Scherz.